



Zwischen Angst und Nächstenliebe



Mickie Krause



singt
Schlager und
Kirchenlieder

Melanie Behringer



liebt Bibel
und Fußball

Jan Wörner



verbindet
Glaube und
Wissenschaft

Liebe Leserin, lieber Leser!

In diesen Wochen und Monaten erlebt Deutschland eine beispiellose Flüchtlingswelle. Es ist ein Thema, das uns nicht nur in der Medienöffentlichkeit begegnet. Längst sind die Asylsuchenden im persönlichen Alltag von Millionen Deutschen angekommen. Und schon heute ist absehbar, dass diese Einwanderung hunderttausender Menschen, von denen die meisten einen muslimischen Religions- und Kulturhintergrund haben, unser Land verändern wird.



Bei allen Ängsten, die diese Entwicklung weckt, zählen viele Christen und ganze Kirchengemeinden zu denen, die überall im Land mitmenschlich re-

agieren und bei der Versorgung, Unterbringung und Alltagsbetreuung der Flüchtlinge ehrenamtlich helfen. Dadurch leisten sie derzeit einen wichtigen Beitrag für den sozialen Frieden in unserem Land. Dieser Dienst an oft mittel- und hilflosen Menschen orientiert sich an der tätigen Nächstenliebe, die Jesus Christus gepredigt und vorgelebt hat – unabhängig von Herkunft, Sozialstatus oder Geschlecht der Hilfesuchenden.

Menschen können zueinander finden

Zugleich dürfen wir nicht blauäugig sein: Deutschland allein kann die Flüchtlingskrise nicht bewältigen. Hier muss es sehr bald zu fairen europäischen Lösungen kommen. Nicht zuletzt ist ein Wandel in den Herkunftsländern nötig.

Die pro-Redaktion hat verschiedene Aspekte dieses vielschichtigen Themas recherchiert. So wirft die Titelgeschichte einen Blick darauf, wie Medien die aktuelle Entwicklung spiegeln. Um kennenzulernen, wie geflüchtete Christen aus dem Orient in Deutschland Gottesdienst feiern, hat eine Mitarbeiterin die syrisch-orthodoxe Gemeinde in Gießen besucht (Seite 20). Viele ihrer Traditionen erscheinen uns zunächst fremd. Aber sie glauben an denselben Christus wie wir.

Menschen, die sich fremd sind, aber in einem Land leben, können zueinander finden – vor allem, wenn sie von einem gemeinsamen Glauben getragen werden. Das zeigt auch das Beispiel des Klosters Volkenroda (Seite 50). In dem kleinen thüringischen Dorf haben Christen aus der ehemaligen DDR und den alten Bundesländern nach der Wiedervereinigung Deutschlands ein verfallenes Kloster zu einem neuen geistlichen Zentrum wiederaufgebaut. Ein mutmachendes Beispiel, wie Menschen gegenseitige Vorbehalte, Missverständnisse und innere Grenzen überwunden haben. Das kann ein Vorbild dafür sein, 25 Jahre nach der Wiedervereinigung Fremden als Menschen zu begegnen und miteinander Leben zu gestalten.

Christoph Irion

Christoph Irion



20



42

Inhalt	2
Meldungen	4
Leserbriefe	43
Kolumne: prost!	53

TITELTHEMA

Kühler Kopf bei heißem Thema	
Die Asylproblematik ist das Top-Nachrichtenthema	6
„Ich rechne mit Gottes Eingreifen“	
Christoph Zehendner singt von Heimat und Trost	10
Wer entscheidet, was Hass ist?	
Zwischen Hetze und Meinungsfreiheit auf Facebook	12
Brutal und schnell: die Medienstrategie des IS	
Mit Tweets und Kampfvideos im Propagandakrieg	14
Mit Flüchtlingen gegen Europa	
Eine Kolumne von Wolfram Weimer	18
Die Christen aus dem Morgenland	
Im Gottesdienst einer der ältesten Kirchen der Welt	20

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT kostenlos!

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



Christoph Zehendner
singt von Trost und
Heimat



MEDIEN

Gott ist da	
... zur richtigen Zeit am richtigen Platz	23
Meine Story mit Gott	
Jugendliche machen Medien über Gott	24
Einfach mal abschalten	
Was das Smartphone mit uns macht	26
Zocken im Gottesmodus	
Ein Besuch in der Kirche für Computerspieler	30

GESELLSCHAFT

Der Moralprediger	
Wenn die Moral zum Prinzip wird	32
Afrikareise weckt Glauben	
Ein Journalist entdeckt die Kirche für sich	34
Das Buch zur Reformation	
Mehr Luther in der neuen Bibel	36
Mit Gott am Ball	
Fußballerin Melanie Behringer betet nicht für Tore	38

Dem Puls des Lebens auf der Spur

Michael Diener sagt dem Stress ab 40

Das Mädchen und der Tod

Eine junge Frau lernt vom Sterben fürs Leben 42

„Glaube und Wissenschaft sind keine Widersprüche“

ESA-Chef Jan Wörner über Gott und das All 44

Über die Terrasse ins Paradies

Bei Minztee im Bibelgarten von Ulla Hönsch 48

Das west-östliche Kloster

Eine Geschichte der Deutschen Einheit 50

KULTUR

Musik, Bücher und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktionsleitung Stefanie Ramsperger | Redaktion Moritz Breckner,
Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anne Klotz, Anna Lutz,
Norbert Schäfer, Judith Schmidt, Martina Schubert, Jörn Schumacher,
Jonathan Steinert, Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto Reuters/Ina Fassbender; shutterstock/Photoman29

Stiftung Christliche Medien sortiert sich um

Die Firmengruppe der Stiftung Christliche Medien (SCM) muss sich neu organisieren. Joachim Stängle, der bisherige Leiter des Direktvertriebs, verlässt in dem Zuge das Unternehmen, da auch die Führungs- und Organisationsstrukturen neu geordnet und bislang bestehende Doppelstrukturen aufgelöst werden sollen. Ziel sei es, die Ansprache und Bedienung der Privatkunden besser zu koordinieren sowie die Angebote zu bündeln und zu erweitern, gab SCM in einer Pressemitteilung bekannt. Der 46-jährige Stängle war seit 2007 als Bereichsleiter für den Direktvertrieb für den Versandhandel, den Vertrieb über das Internet, die Online-Buchshops und die bundesweit rund 2.000 Büchertische sowie die SCM-eigenen Buchhandelsfilialen verantwortlich.

Die Umstrukturierung der Verlagsgruppe hatte sich angekündigt. Bereits Anfang September hatte SCM das Label Hänssler Classic an die Firma Profil Medien GmbH in Neuhausen verkauft. Dazu erklärte SCM-Geschäftsführer Ulrich Eggers: „Wir freuen uns, dass mit dieser Rückführung die reiche Geschichte und kreative Zukunft dieses Musiklabels nun wieder in den Händen der Gründerfamilie liegt.“ Mit Hänssler Classic hatte SCM mehrere nationale und internationale Preise, darunter den Echo-Klassikpreis und den Grammy Award, gewonnen. Im Jahr 2000 war Hänssler Classic „Label of the year“. Die SCM Stiftung Christliche Medien, zu der unter anderen der SCM Bundes-Verlag, SCM Hänssler und der SCM ERF-Verlag gehören, ist eine gemeinnützige kirchliche Stiftung privaten Rechts und hat ihren Sitz in Witten. | **NORBERT SCHÄFER**



Foto: privat

Im Zuge der Umstrukturierung in der Firmengruppe der Stiftung Christliche Medien muss Joachim Stängle das ICMedienhaus verlassen



der Bevölkerung leisten ehrenamtliche Arbeit, die meisten davon in Kirchen und religiösen Gemeinschaften. Das geht aus einer aktuellen Studie des Bundesamtes für Statistik hervor, das danach fragte, wie viel Zeit ihres Alltags die Deutschen wofür verwenden. Rund elf Prozent der Ehrenamtlichen engagieren sich demnach im religiösen Bereich, etwa acht Prozent beim Sport, der an zweiter Stelle rangiert. Im Vergleich zur vorangegangenen Erhebung aus den Jahren 2001 und 2002 ging das freiwillige Engagement nur leicht zurück. Von den Frauen sind rund zwölf Prozent ehrenamtlich im religiösen Bereich tätig, bei den Männern sind es neun. Sie bringen sich etwas stärker – mit zehn Prozent – beim Sport ein, während sich nur gut sechs Prozent der Frauen dort engagieren.

„Menschen möchten gut leben, das heißt, sie möchten nicht nur auf sich bezogen werden oder nur auf ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit reduziert sein. Dazu gehört auch, Anerkennung in sozialen Beziehungen zu finden“, sagte der Bischof der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg und der schlesischen Oberlausitz, Markus Dröge, gegenüber pro. „Zum Christsein gehört es konstitutiv dazu, Verantwortung in Kirche und Gesellschaft zu übernehmen.“ Für die Studie wurden von 2012 bis 2013 rund 5.000 Haushalte mit etwa 11.000 Personen ab einem Alter von zehn Jahren befragt. Diese mussten über einen Zeitraum von drei Tagen im Zehn-Minuten-Rhythmus detailliert Buch über ihre Tätigkeiten führen. | **ANNE KLOTZ**

Drei Fragen an Thomas Schirmacher

Thomas Schirmacher nimmt im Oktober als Vorsitzender der Theologischen Kommission der Weltweiten Evangelischen Allianz an der Familiensynode im Vatikan teil.

pro: Warum sind Sie als Evangelikaler bei der katholischen Familiensynode dabei?

Thomas Schirmacher: Die im Vatikan tagende Synode lädt jedes Mal sogenannte „brüderliche Delegierte“ aus anderen Konfessionen ein, darunter auch von der Weltweiten Evangelischen Allianz. Sie haben Rederecht wie alle anderen auch und nehmen an allen Beratungen teil. Sie haben nur kein Stimmrecht. Also bin ich als Ethiker mitten drin in der Diskussion rund um alle Fragen von Ehe und Sexualethik. Daneben aber ist es eine einmalige Gelegenheit, sehr viele katholische Würdenträger persönlich kennenzulernen und ihnen auch ein Bild der Evangelikalen aus erster Hand zu vermitteln.

Welche inhaltlichen Positionen wollen Sie einbringen?

Wir leben in einer sexualisierten Welt, in der sich Evangelikale wie Katholiken häufiger scheiden lassen. Weil beispielsweise die Lebenserwartung steigt, dauern die Ehen potenziell immer länger. Die sexuelle Reife setzt früher ein, der Berufsabschluss, um eine Familie ernähren zu können, erfolgt immer später – da liegen schnell zehn Jahre dazwischen, in der die Sexualität voll entfaltet, aber eine auf Nachwuchs angelegte Ehe noch nicht sinnvoll ist. Wir müssen die Heilige Schrift in ihren Ordnungen ernst nehmen – etwa die Worte Jesu zur Scheidung – und uns zugleich an ihr durchgängiges Liebesgebot halten.

Was erwarten Sie von der Synode?

Ich erwarte viele Freundschaften und belastbare Beziehungen, die in den fast drei Wochen entstehen. Dies zählt sich später oft in konkreten Situationen aus, etwa wenn es um Christenverfolgung geht. Thematisch befürchte ich, dass die Lager in Fragen der Scheidung und gleichgeschlechtlichen Ehe unüberwindlich sind, auch wenn jetzt offen diskutiert wird. Spannend wird, ob und wie der Papst selbst Stellung bezieht. | **DIE FRAGEN STELLTE MORITZ BRECKNER**



Foto: Thomas Schirmacher

Der evangelische Theologe Thomas Schirmacher und Papst Franziskus haben sich bereits persönlich kennengelernt. Jetzt ist Schirmacher bei der Familiensynode im Vatikan dabei.



Foto: ProChrist

Etwa 80 Prediger werden bei „ProChrist“ an 110 Orten zum Motto „Liebe ohne Ende“ sprechen

„ProChrist“ 2015 an 110 Orten

An rund 110 Orten finden zwischen dem 3. Oktober und dem 14. November die Veranstaltungen der Evangelisation „ProChrist“ in Deutschland, Österreich und in der Schweiz statt. Etwa 80 Prediger sprechen unter dem Motto „Liebe ohne Ende“. Christen aus über 300 Gemeinden, Kirchen, Freikirchen und christlichen Gemeinschaften organisieren die Themenreihe über den Glauben.

Auf www.prochrist-live.de und in der neuen „ProChrist“-App informieren die Gastgeber über ihre Veranstaltungsorte, Redner, Themen und die einladenden Gemeinden. Auf einer interaktiven Karte kann der Nutzer mehr über die Veranstaltungsorte erfahren. Mit Vorträgen, Interviews und Musik laden die Gemeinden dazu ein, sich mit Fragen auseinanderzusetzen wie etwa „Was bin ich wert?“, „Wie wichtig ist Erfolg?“ oder „Warum gibt es so viel Leid auf der Welt?“. Höhepunkt jedes Abends ist ein Impulsvortrag des Redners. Danach haben die Besucher Gelegenheit, mit den Gastgebern oder dem Referenten ins Gespräch zu kommen und das jeweils angebotene Bistro zu besuchen. Zu „alten Bekannten“ unter den Predigern wie Arno Backhaus, Ansgar Hörsting oder Jürgen Werth gesellen sich Vertreter einer neuen Generation wie der Pfarrer und Journalist Steffen Kern oder Mathis Goseberg, Enkel des im Jahr 2000 verstorbenen Evangelisten Paul Deitenbeck. | **JÖRN SCHUMACHER**



Weil es nicht genügend Wohnungen und feste Unterkünfte gibt, werden vielerorts Zelte aufgebaut, um Asylbewerber unterzubringen. Aber auch diese sind oft überfüllt.

Kühler Kopf bei heißem Thema

Seit Wochen beherrschen Flüchtlinge und andere Asylsuchende die Schlagzeilen. Erst 400.000, dann 800.000, vielleicht sogar mehr als eine Million Asylsuchende innerhalb eines Jahres in Deutschland sind nicht nur für Politik und Bürger eine Herausforderung. Auch für Journalisten. Manche Medien neigen dazu, Stimmung zu machen. Dabei ist eine unaufgeregte, reflektierte Debatte nötiger denn je.

| VON JONATHAN STEINERT

Gemessen an den Kriterien, die erfüllt sein müssen, dass ein Ereignis zur Nachricht wird, ist die Asylproblematik in ihrem aktuellen Ausmaß unschlagbar. Es geht um konkrete Menschen, es gibt Bilder, sie löst Emotionen aus, sie bietet Stoff für Geschichten und Einzelschicksale und sie ist Quelle von Konflikten, sei es zwischen Asylbewerbern, in Form von Demonstrationen und Protesten oder Streit zwischen Politikern darüber. Ganz zu schweigen von der Reichweite und den Folgen, die die aktuelle Entwicklung hat, und die damit die Relevanz für die Berichterstattung untermauern. Denn wenn hunderttausende Menschen aus anderen Ländern mit anderer Kultur, Religion und Sprache nach Deutschland und in andere europäische Staaten kommen, wird das Auswirkungen haben: auf das Gemeinwesen, auf die Schulen, auf den Arbeitsmarkt, den Wohnungsmarkt, die Gesundheitsversorgung, die gesellschaftliche Rolle verschiedener Religionen, Deutschlands und Europas Position in internationalen Konflikten und viele andere Bereiche.

Gerade das macht es für Journalisten schwierig und herausfordernd. Die Problematik lässt sich zwar gut erzählen, aber sie ist außerordentlich vielschichtig und facettenreich. Das Thema polarisiert und emotionalisiert. Gerade weil so viele Menschen unmittelbar davon betroffen sind, weil es Unsicherheiten, Fragen und Ängste gibt, gibt es auch ein großes Bedürfnis nach Orientierung und Information. Die Schwierigkeit liegt zudem darin, sich bei aller Dramatik der Ereignisse als Journalist nicht davon mitreißen zu lassen, sondern die notwendige professionelle Distanz zu wahren. Das ist in den vergangenen Wochen nicht allen gelungen.

„Medien helfen, Ängste abzubauen“, vermeldete das Medienforschungsinstitut Media Tenor im September. Durch ihre Berichterstattung über Migranten trügen die deutschen Leitmedien dazu bei, dass mehr Menschen offen dafür sind, dass

Deutschland Asylbewerber aufnimmt. Sie bedienten weniger Stereotype. Stattdessen seien Redaktionen „offener für konkrete Lösungs-Optionen geworden“ und forderten mit dem Blick auf Mängel der Asylpolitik bei Politikern ein Umdenken ein. „Während Berichte über die Not der Flüchtlinge die Hilfsbereitschaft und Spenden stimulierten, ging parallel die offene Kritik an den Migranten deutlich zurück – auch dies nimmt Rassisten den öffentlichen Rückhalt.“ Ihre „politische Heldin“, wie es die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung formulierte, haben die Medien in Angela Merkel gefunden, die die Parole ausgab: „Wir schaffen das.“

Medienereignis „Flüchtlingskrise“

Und viele Medien stimmten mit ein. Den negativen Gegenentwurf lieferte der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán, der einen Grenzzaun errichten ließ. Journalisten beschworen indes „Deutschlands neues Sommermärchen“ angesichts der vielen ehrenamtlichen Helfer, die unter anderem am Hauptbahnhof in München Flüchtlinge in Empfang nahmen und beschenkten. „Refugees welcome“ – „Flüchtlinge willkommen“ war als Tenor auch in vielen Medien zu hören. Die Flüchtlingskrise mit ihren sehr schnellen internationalen Entwicklungen wurde Anfang September zum Medienereignis. Zahlreiche Nachrichtenseiten haben Liveticker eingerichtet, um im Abstand weniger Minuten die neusten Informationen online zu haben.

Wochenenden, an denen zehntausende Menschen in München ankommen und irgendwie versorgt und untergebracht werden müssen; Nachbarländer, die die Zugverbindungen nach Deutschland einstellen; Kontrollen an Innen- und Außengrenzen des Schengenraumes; gewalttätige Auseinandersetzungen in Asylbewerberunterkünften; Platznot überhaupt – dass dies Ängste auslöst und es angesichts dessen für manche befremdlich wirkt, wenn zehntausende Flüchtlinge an Bahnhöfen stranden und frenetisch gefeiert werden wie eine Mannschaft, die vom Titelgewinn zurückkommt, fand in den Medien kaum Platz. Man konnte sogar den Eindruck gewinnen, dass zuweilen dagegen angeschrieben wurde. Die Süddeutsche Zeitung veröffentlichte Ende September ein Video, das erklären sollte, warum Deutschland keine Angst vor Flüchtlingen haben müsse. Dabei wurden jedoch Fakten so zurechtgebogen, dass die derzeitige Flüchtlingspolitik als wirtschaftlichen und finanziellen Erfolg für Deutschland verkauft werden konnte.

Willkommenskultur in den Medien

Kritische „Wie“-Fragen zur Botschaft Merkels wurden anfangs mit wenigen Ausnahmen im medialen Diskurs kaum gestellt. Und wer es wagte und darauf hinwies, „dass es die Aufgabe der Politik ist, sich am Machbaren, nicht am Wünschbaren zu orientieren“, riskierte das Etikett „rechts“, schrieb der Historiker Jörg Barberowski in einem Beitrag für die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Er kritisierte darin, dass in der öffentlichen Debatte nicht zwischen Asylbewerbern und – unter Umständen illegalen – Einwanderern differenziert werde. „Einwände aber sind im Reich der Tugendwächter, in das viele Medien und Politiker Deutschland inzwischen verwandelt haben, verboten.“ Wenige Tage später musste er sich in der Sonntagsausgabe der Zeitung selbst fragen lassen, ob er ein „Rechtsintellektueller“ sei.

„Nehmt diese Chance wahr“

Pastoren und geistliche Leiter aus dem Nahen Osten haben die Christen in Europa dazu aufgerufen, sich um Flüchtlinge – auch und besonders um muslimische – zu kümmern. „Wenn ihr ihnen wahre Liebe zeigt, könnt ihr sie erreichen. Aber wenn die Gemeinde jetzt nicht aufsteht, können die Flüchtlinge in Zukunft zu einem echten Problem werden.“ Dies ist nur einer von mehreren Appellen aus Nahost, die Markus Rode, Leiter des Hilfswerks für verfolgte Christen „Open Doors Deutschland“, in seiner Stellungnahme zur Flüchtlingssituation in Deutschland zitiert. Er ermutigt dazu, auf Flüchtlinge zuzugehen und ihnen die Liebe Jesu weiterzugeben. Zudem ruft er zu Gebet und Unterstützung auf für die Christen im Nahen Osten, die sich dort um Flüchtlinge – christliche, jesidische, muslimische – kümmern. Mit pro hat er über seine Einschätzung der Flüchtlingssituation gesprochen.



Foto: pro/Swanhild Zacharias

Markus Rode, Leiter von „Open Doors Deutschland“, gibt den Aufruf syrischer Christen weiter: „Kümmert euch um Muslime!“

pro: Gut die Hälfte der Bürger in Deutschland hat Angst, weil immer mehr Flüchtlinge hierher kommen. Unter Christen gibt es vor allem Sorgen wegen des Islams. Wie berechtigt sind diese Ängste?

Markus Rode: Natürlich kommen durch die enorme Zuwanderung auch extremistische Muslime nach Deutschland. Das ist eine Begleiterscheinung, die man nicht schönreden kann. Der Islam ist als Religion nicht friedlich; dass er es sei, ist ein Märchen. Es gibt Gewaltsuren im Koran, die von streng gläubigen Muslimen als

letzte und gültige Offenbarung Mohameds angesehen werden. Wörtlich interpretiert sind sie eine Quelle für die Verfolgung von Christen und anderen „Ungläubigen“. Der Islam lässt grundsätzlich keine Religionsfreiheit zu. Das haben viele Politiker noch nicht verstanden. Es wird einen Preis kosten, Muslime hier aufzunehmen, es wird eine Konfrontation zwischen den Kulturen geben. Das sind unsere Erfahrungen aus den Ländern, in denen der Islam die Mehrheitsreligion ist.

Es gibt bereits Beispiele davon, dass sich Christen in Flüchtlingsunterkünften nicht trauen, ihren Glauben zu bekennen, weil sie sonst von Muslimen angegriffen würden. Sollten Flüchtlinge nach Religion getrennt untergebracht werden?

Davon halte ich nichts. Muslime und Christen werden sich wieder begegnen, im Kindergarten, in der Schule, auf der Straße. Deutschland muss Christen schützen und sehr klar machen, dass sie ein Recht haben, Christen zu sein – so wie alle anderen auch ihre Religion haben dürfen. Muslime müssen verstehen, dass hier Religionsfreiheit herrscht. Da ist vor allem die Politik gefordert. Es ist ein Versagen unseres Rechtsstaates, wenn die Christen aus Sicherheitsgründen separiert werden. Vielmehr müssten diejenigen, die Christen unter Druck setzen, direkt mit Konsequenzen rechnen. Ansonsten wären Christen hier derselben Unterdrückung ausgesetzt wie in den Ländern, aus denen sie vertrieben wurden. Aber das wäre dann nicht unser Deutschland. Es käme einer Ohnmachts-erklärung gleich.

Müssen sich die christlichen Gemeinden in Deutschland Sorgen machen?

Wer Angst hat, grenzt sich ab. Das wäre aber das falsche Signal. Wir dürfen kein übermäßiges Angstszenario aufbauen. Zwar ist der Islam als Religion an sich nicht friedlich, aber wir müssen die Menschen sehen. Da können wir nicht sagen, die sind alle böse, weil sie Muslime sind. Viele Muslime sind moderat, völlig desillusioniert von ihrer Religion und sehr offen für das Evangelium. Wir bekommen bei „Open Doors“ Botschaften wie diese von Christen aus dem Nahen Osten:

„Nehmt diese Chance wahr, nutzt dieses Momentum, um Muslimen das Evangelium zu bringen!“ Wenn christliche Gemeinden in Deutschland Muslimen mit der Liebe Jesu in Wort und Tat begegnen, werden viele Jesus als ihren Retter erkennen. Doch meine größte Sorge ist, dass wir unsere verfolgten Geschwister vergessen, die in den Krisenländern jetzt dringend unsere Hilfe benötigen.

Wie ist die Situation für christliche Flüchtlinge, die innerhalb Syriens und in den Nachbarländern Zuflucht suchen?

In den UN-Flüchtlingslagern gibt es so gut wie keine Christen. Sie werden dort als religiöse Minderheit genauso unter Druck gesetzt wie in ihrer Heimat und können dort nur inkognito überleben. Deshalb suchen sie dort Zuflucht, wo es christliche Netzwerke gibt, die ihnen helfen, zum Beispiel in den Kurdengebieten und im Libanon. Oft geschieht dort auch Traumaarbeit und es gibt Fürsorge für Kinder. Aber das staatliche Geld fließt nicht dorthin, sondern in die Flüchtlingshilfe der Vereinten Nationen. Insofern werden Christen doppelt diskriminiert: Aus den UN-Camps sind sie als Minderheit faktisch ausgeklammert und die christlichen Hilfswerke und lokalen Kirchen, die sich überwiegend um diese christlichen Flüchtlinge kümmern, erhalten kaum finanzielle Unterstützung von den Regierungen.

Aber die christlichen Gemeinden vor Ort helfen nicht nur Christen, sondern, obwohl sie oft selbst Verfolgung erleben, auch Muslimen und Jesiden, die auf der Flucht sind. Wie nehmen diese den Einsatz der Christen wahr?

Das ist richtig. Ausgerechnet die Christen, die zuvor von Muslimen als Bürger zweiter Klasse diskriminiert wurden, helfen jetzt Muslimen und natürlich auch Jesiden. Das hat zu einer neuen Offenheit für den christlichen Glauben geführt. Ich habe bei meinen Reisen erleben dürfen, wie viele Muslime Gottesdienste besuchen, um mehr über den christlichen Glauben zu erfahren. Und die Kirchenleiter im Nahen Osten berichten uns, dass noch nie so viele Muslime wie jetzt zum Glauben an Jesus Christus fanden.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Der frühere Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) beklagte Anfang September, Medien würden „einen auf Willkommenskultur“ machen, dabei aber bestimmte Fakten ausblenden. Die veröffentlichte und die öffentliche Meinung lägen 180 Grad auseinander. Auch bei Journalistenkollegen in der Schweiz stieß die Euphorie deutscher Medien für Flüchtlinge auf Befremden: „Einseitigkeit war Trumpf: Die Umarmung der fernen Fremden ging einher mit rabiater Kommunikationsabbruch dem deutschen Nachbarn gegenüber, der sich nicht auf die kommenden gesellschaftlichen Veränderungen freuen wollte“, analysierte die Neue Zürcher Zeitung die deutsche Asylberichterstattung. „Kritische Distanz zu den Akteuren, genaue Recherche, die Zurückhaltung im Urteil bei unklarer Faktenlage, die gründliche Ausleuchtung der Hintergründe, Fairness bei der Präsentation unterschiedlicher Meinungen und ein analytischer Blick, der übers Aktuelle hinaus die Folgeprobleme einzuschätzen versucht, all das schien plötzlich unangemessen zu sein.“

Immer wieder fanden sich die Argumente, Flüchtlinge würden dem demografischen Wandel in Deutschland entgegenwirken, Geld für die Sozialkassen bringen und den Fachkräftemangel auf dem Arbeitsmarkt abfedern. Innenminister Thomas de Maizière (CDU) warnte jedoch davor, Zuwanderer und Flüchtlinge miteinander zu verwechseln. Flüchtlinge könnten das Demografieproblem nicht lösen und unter ihnen seien auch weniger qualifizierte Arbeitskräfte als erhofft. Auch seine Amtskollegin im Arbeitsministerium, Andrea Nahles (SPD), wies darauf hin, dass nicht einmal jeder zehnte Flüchtling direkt in eine berufliche Beschäftigung eingegliedert werden könne. Deshalb werde es mit mehr Flüchtlingen auch mehr Arbeitslose geben.

Vergleiche hinken

Gern bemühten Medienberichte auch Vergleiche, damit etwa, wie viele Flüchtlingswellen Deutschland in seiner Geschichte schon bewältigt hat. Zum Beispiel 3,8 Millionen DDR-Bürger, die ihr Land mit Ziel Westdeutschland verließen. Und zwölf Millionen Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den Westteil Deutschlands kamen. Was da an Integration geleistet wurde, ist außerordentlich und kann natürlich ein Vorbild für die aktuelle Situation sein. Allerdings: Ein direkter Vergleich dieser verschiedenen historischen Ereignisse ist schwierig, denn die Bedingungen und Hintergründe waren jeweils sehr unterschiedlich. Das Besondere an der jetzigen Lage ist, dass Menschen aus ganz verschiedenen Ländern und anderen Kontinenten kommen. Sie haben zum Teil ganz unterschiedliche Erfahrungen und Motive. Und, was eine wie auch immer geartete Integration umso herausfordernder macht: Sie sprechen kein Deutsch, bringen ihre Kultur und ihre Religion mit. Das kann eine Bereicherung sein. Aber darin keinerlei Schwierigkeit zu sehen, wäre naiv. Denn eine gemeinsame Erzählung, eine gemeinsame Erfahrung als soziales Bindemittel teilen weder diese Menschen untereinander noch mit denen, zu denen sie kommen.

Ein weiterer häufiger und problematischer Vergleich ist der zu den viel kleineren und ärmeren Ländern wie Libanon oder Jordanien, wo mehrere Millionen Menschen Zuflucht fin-

den. Viele von ihnen sind dort in international finanzierten Camps der UN untergebracht. Auch die EU und Deutschland beteiligen sich finanziell daran. Die Bundesregierung hat auf der Geberkonferenz für syrische Flüchtlinge im März 255 Millionen Euro Hilfe zugesagt. Die Flüchtlingslager dort sehen auch anders aus als hierzulande: riesige Zeltstädte mit mehreren zehntausend Menschen. Von einer gesellschaftlichen Integration, wie es in Deutschland angestrebt wird, kann dort kaum eine Rede sein. Die Nachbarländer Syriens sind an den Grenzen ihrer Möglichkeiten, die Flüchtlinge zu versorgen. Dem Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen geht das Geld aus, sodass die Lebensmittelausgaben halbiert wurden.

Und ein weiteres, von der Öffentlichkeit kaum beachtetes Problem gibt es in diesen Flüchtlingslagern: Christen werden dort als religiöse Minderheit genauso von Muslimen unterdrückt und diskriminiert wie dort, von wo sie geflohen sind. Das berichtet Markus Rode vom Hilfswerk „Open Doors“ im Gespräch mit pro (siehe nebenstehendes Interview).

Die Stimmung kippt

Mittlerweile finden immer mehr Kritiker von Merkels Asylpolitik das Gehör der Journalisten. Dass die Religionszugehörigkeit auch unter Flüchtlingen in Deutschland Zündstoff birgt, ist in der hiesigen Öffentlichkeit angekommen – und diese damit offenbar wieder auf dem Boden der Realität. Bereits im Frühjahr gab es Meldungen von gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen christlichen und muslimischen Flüchtlingen in Asylbewerberheimen. Jetzt wurde eine ganze Reihe von Fällen bekannt, wo Christen sich in ihrer Unterkunft aus Furcht vor Angriffen von Muslimen nicht zu ihrem Glauben zu bekennen wagen. Manche Christen, die vor Islamisten geflohen sind, treffen in den Heimen hier wieder auf muslimische Fanatiker.

Das Medienthema „Flüchtlinge und Asyl“ ist eines, das viele Menschen in Deutschland nicht nur aus Radio, Fernsehen und Presse kennen, sondern mit dem sie unmittelbar konfrontiert sind. Hier spielt also die eigene Erfahrung und der Austausch im persönlichen Umfeld eine größere Rolle bei der Meinungsbildung, als es bei Themen der Fall ist, zu denen das Publikum keinen persönlichen Bezug hat. Es ist sicherlich auch ein Verdienst der Berichterstattung, dass trotz aller Anspannung noch sozialer Frieden herrscht, dass Hetzer isoliert und Helfer motiviert werden. Wenn aber Journalisten aus Euphorie auf eine Art und Weise über Asylbewerber und -politik berichten, bei der sich die Menschen nicht wiederfinden, die direkt davon betroffen sind, wird das der Stimmung im Land nicht zuträglich sein und das Vertrauen in Journalisten schwächen.

Im ARD-Deutschlandtrend vom 1. Oktober gaben zum ersten Mal etwas mehr als die Hälfte der Befragten an, Angst davor zu haben, dass immer mehr Asylbewerber nach Deutschland kommen. Es wird eine Balance für Journalisten bleiben, die verschiedenen Aspekte der Asylproblematik zu thematisieren, ohne dabei Stimmung in die eine oder andere Richtung zu machen. Sie haben die Chance, die Möglichkeit und die Aufgabe, die öffentliche Debatte auf einer sachlichen Ebene zu etablieren. Das wird notwendig sein angesichts des kippenden Meinungsklimas – und des nahenden Winters. ■

„Ich rechne mit Gottes **Eingreifen**“

Der Liedermacher Christoph Zehendner hat sich für sein neues Album „Ganz bei Trost“ vom Propheten Jesaja inspirieren lassen. Von ihm lernt Zehendner, was echter Trost ist – und was das für den Umgang mit Flüchtlingen heute bedeuten kann. | **DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT**

pro: Für Ihr neues Album stand der Prophet Jesaja aus dem Alten Testament Pate. Bei ihm geht es viel um den Trost für Verschleppte. Ihr Lied „Ein Stück Heimat“ behandelt das Leben von Flüchtlingen. Was hätte Jesaja zu der aktuellen Situation hier in Deutschland gesagt?

Christoph Zehendner: „Brich dem Hungrigen dein Brot“, hätte Jesaja wohl gesagt. Ich glaube, er hätte sich nicht auf Diskussionen darüber eingelassen, ob die Flüchtlinge aus dem Balkan, aus Syrien oder Afghanistan kommen, als politisch Verfolgte oder als Menschen auf der Suche nach einer Zukunft für sich und ihre Kinder. Politische Überlegungen liegen auf einer anderen Ebene. Zuerst ginge es ihm vermutlich darum: Gib ab von deinem Reichtum, den du hast. Ich glaube, dass es viele kleine Zeichen sind, die wir alle setzen könnten und müssten. Die sollten eine vernünftige Politik ergänzen.

Wie beurteilen Sie die Situation der Flüchtlinge in Deutschland?

Ich schäme mich dafür, dass in Deutschland Flüchtlingsunterkünfte brennen. Ich schäme mich dafür, dass es rechtsradikale Idioten – entschuldigen Sie die Formulierung – gibt, die Flüchtlinge mit schlimmen Sprüchen empfangen, die außer ihrem Leben gar nichts mehr besitzen, die gerade ihre Verwandten und ihre Heimat verloren haben. Ich schäme mich dafür, dass das in unserem reichen Land passiert. Was sollen wir tun? Laut Jesaja sollen wir den Hungrigen das Brot brechen und demjenigen, der im Elend lebt, sollen wir ein Dach über dem Kopf besorgen und uns um ihn kümmern. Das ist eine gewaltige Herausforderung.

Der 54-jährige Sänger und Journalist Christoph Zehendner arbeitet mit seiner Frau im Kloster Triefenstein bei Würzburg

Foto: pro/Martina Schubert

Derzeit engagieren sich viele Menschen für Flüchtlinge.

Ich bin froh, dass es viele Christen in Deutschland und Europa gibt, die sich um Flüchtlinge kümmern. Das ist keine politische Aussage in dem Sinne von „Jeder soll kommen und sich hier wohlfühlen“. Wir müssen gut aufpassen, was wir können als Gesellschaft, als Staat, wir dürfen uns nicht überfordern. Aber jetzt ist unsere Nächstenliebe ganz neu gefragt, wir haben auf einmal „Nächste“ ganz nah in der Nachbarschaft, die vor Kurzem noch ganz woanders waren. In Sachen Gastfreundschaft und Nächstenliebe haben wir noch eine Menge zu lernen. Da stiftet mich Jesaja an, darüber nachzudenken, was unsere Aufgabe ist, was meine Aufgabe ist.

Jesaja vertraut trotz aller Widrigkeiten darauf, dass Gott in die Dunkelheit hinein für Licht sorgen wird. Wie können gerade verfolgte Christen dieses Vertrauen haben?

Ich kann das nicht beurteilen, weil ich diese extremen Lebenslagen nie erlebt habe. In Deutschland zu singen, „Sein Licht geht auf, in den dunkelsten Stunden ein freundlicher Schein“, wie ich es auf meiner aktuellen CD und bei vielen Konzerten tue, das ist einfach. Ob ich das in Syrien voller Gottvertrauen schaffen würde, weiß ich einfach nicht. Aber wenn ich daran denke, wann Jesaja diese Worte gesagt hat – in einer anderen politischen Situation, in der aber sicher ähnlich viel oder noch viel schlimmere Dunkelheit war als in Syrien oder in manchem Asylbewerberheim heute bei uns –, dann beeindruckt mich dieses „Trotzdem“ von Jesaja. Seine unerschütterliche Hoffnung: „In die Dunkelheit hinein wird Gottes Licht scheinen.“ Da kann ich nur sagen, ja, ich möchte auch so glauben. Und wünsche das auch meinen Glaubensgeschwistern, die verfolgt und verjagt werden.

Im Gespräch mit verfolgten Christen habe ich manchmal das Gefühl, dass ihr Vertrauen auf Gott größer ist als unseres in der Wohlstandsgesellschaft. Wie sehen Sie das?

Ja, das erlebe ich so. Ich habe in Indien einige verfolgte Christen interviewt. Das war das einzige Interview in meinem Leben, bei dem ich geweint habe, weil es mich so gerührt hat. Sie haben mir von ihren Erlebnissen erzählt, als fanatische Hindus im Bundesstaat Orissa durch die christlichen Dörfer gezogen sind, zerstört, geplündert und gemordet haben. Eine alte Frau, die Witwe eines Pastors, berichtete mir, wie ein Extremist ihrem Mann eine Pistole an den Kopf hielt. Die Fanatiker sagten zu ihm: „Du brauchst nur zu sagen: ‚Ich bin wieder Hindu und kein Christ mehr‘, und sofort passiert dir nichts.“ Er sagte: „Nein, ich stehe zu Christus.“ Dann haben sie abgedrückt. Seine Frau stand machtlos dabei. Dieser Mut von dem Pastor und auch von ihr, zum Glauben zu stehen und lieber zu fliehen, als Jesus zu verleugnen, das geht für mich so weit über das hinaus, was ich aufbringe, was ich mir vorstellen kann. Ich kann von solchen Christen eine Menge lernen. Aber ich weiß nicht, wie ich diese Erfahrung direkt in meinen Alltag übertragen könnte. Ich vertraue darauf, dass Gott in der jeweiligen Situation die Kraft und die Vollmacht gibt, das Richtige zu tun.

Ihr neues Album heißt „Ganz bei Trost“. Was bedeutet für Sie persönlich Trost?

Trost heißt für mich: Verstanden werden. Da ist jemand, der meine Lage wahrnimmt, der vielleicht mit mir leidet, mit mir fühlt, der mir beisteht. Daraus kann dann ganz Unterschiedliches entstehen: ein gutes Wort, ein Gedanke, der über mich selbst hinausführt, ein Eindruck von Gott, ein Mensch, der mir

wie ein Engel vorkommt, weil er mich in den Arm nimmt. Trost ist ganz vielfältig. Aber das Allererste und Wichtigste ist: Ich fühle mich verstanden, weil einer sich in meine Situation hinein denkt.

Was kann Trost bewirken?

Trost kann bewirken, dass ich von mir selbst und den negativen Gefühlen, dem Schmerz, dem Leid mal ein bisschen wegsehe. Nicht, dass ich abgelenkt werde im Sinne von „Ist doch nicht so schlimm“, sondern dass ich merke, es gibt mehr als dieses negative Gefühl. Ich lerne da gerne viel von Jesaja. Der sieht sehr klar, wie die Situation ist, der redet nicht drumherum, der denkt sich mit hinein, der fühlt sich hinein und spricht auch darüber. Wenn er Zuversicht und Hoffnung benennt, dann fühle ich mich verstanden als jemand, der Trost braucht, weil das zusammengehört: das Dunkle und das Helle, das Traurige, das Schwierige, das Schmerzliche und die Hoffnung, die Zuversicht.

Sie sprechen von Trauer und dem Dunklen. Warum sollten wir Zweifel und Ängste – auch im Glauben – zulassen?

Weil die Zweifel da sind. Wenn ich beispielsweise einen neuen Teppichboden verlege und da ist ein Hügel von dem Rest des alten Teppichs und ich lege den neuen einfach drüber, dann kann ich so viel klopfen, wie ich will. Da wird immer etwas sein. So ist es auch mit Gefühlen wie Zweifel, Schmerz oder Leid. Die kann man nicht unter den Teppich kehren. Das kommt irgendwo wieder hoch. Ich finde es großartig, dass die Bibel uns vielfältig Mut macht, das wahrzunehmen, das stehenzulassen, auch darüber zu weinen. Aber wir sollen nicht da stehenbleiben. Wir Menschen neigen oft zu Extremen, entweder wir verdrängen das und dann kommt es wieder hoch, oder wir hängen uns daran und finden gar nicht mehr raus aus unserer vermeintlichen Trostlosigkeit. Ich möchte mir einen Mittelweg angewöhnen, Zweifel zuzulassen, aber trotzdem weiterzugehen.

Gibt es eine Situation, in der Sie diesen Zweifel ganz konkret benannt, ihn auf Gott geworfen haben?

Ja, es gibt konkrete Situationen, die sind aber zum Teil so persönlich, dass ich nicht darüber sprechen kann. Ein anderes Beispiel ist die Situation der verfolgten Christen im Nahen Osten, in Syrien beispielsweise. Was können diese Familien, was kann das ganze Volk, was speziell die Christen dafür, dass Brutalität und Gewalt über sie hereinbrechen, dass sie verfolgt und umgebracht werden, nur weil sie Christen sind? Da kann man verzweifeln. Am liebsten würde ich schreien: „Schluss jetzt, Herr, bitte greif ein, tue etwas!“ Wie gehe ich damit um? Ich schreie erstmal meine Hilflosigkeit, meine Ratlosigkeit Gott gegenüber heraus und rechne auch mit seinem Eingreifen. Aber ich möchte mich dann auch selbst fragen: Gibt es irgendetwas, was ich tun könnte? Wie könnte ich den Opfern helfen? – Manche von ihnen leben schließlich inzwischen in meiner Nachbarschaft.

Herzlichen Dank für das Gespräch. ■



Film zum Artikel online:
bit.ly/zehendner

Hass und Rassismus gegenüber Asylbewerbern überschatten im sozialen Netzwerk Facebook oft sachliche Debatten. Die Bundesregierung will solche Einträge zügig löschen lassen, doch es gibt Kritik: Eine Zensur im Schnellverfahren könnte die Meinungsfreiheit generell gefährden. | **VON MORITZ BRECKNER**

Es war eine wirklich ungewöhnliche Aktion, mit der die Berliner Zeitung B.Z. Mitte September auf Missstände beim sozialen Netzwerk Facebook aufmerksam machte. Einen Tag lang veröffentlichte das Blatt auf seiner Facebook-Seite ein Akt-Gemälde zu jedem Artikel, das inhaltlich nichts mit dem verlinkten Text zu tun hatte. Die Journalisten wollten so anprangern, dass Facebook zwar automatisch nackte Körper zensiert, nicht aber rassistische und hetzerische Kommentare, die sich gegen Flüchtlinge und Asylbewerber richten. Immer wieder waren in der Vergangenheit nämlich Bilder entfernt oder Nutzerkonten gesperrt worden, weil sie etwa nackte Brüste zeigten. Hetzerische Texte aber wurden auch nach Nutzerbeschwerden oftmals mit Verweis auf die Meinungsfreiheit stehengelassen. Ein Grund für diese Praxis: Pornografische Fotos oder Nacktbilder lassen sich durch eine entsprechende Software automatisch aufspüren und löschen. Für vermeintliche „Hassbeiträge“ allerdings braucht es einen deutschsprachigen Facebook-Mitarbeiter, der den einzelnen Beitrag liest und einschätzt. Und auch dann stellt sich die Frage: Was ist von der Meinungsfreiheit gedeckt und was nicht?

Bundesjustizminister Heiko Maas (SPD) traf sich Mitte September in Berlin mit Vertretern von Facebook, um Fragen wie diese zu diskutieren. Sein Ziel ist es, rassistische Kommentare und „Hassbotschaften“ sowie andere strafrechtlich relevante Inhalte schneller und konsequenter aus dem sozialen Netzwerk zu löschen. Ergebnis der Gespräche ist die Gründung einer Arbeitsgruppe, der sowohl Internetanbieter als auch zivilgesellschaftliche Organisationen angehören sollen. Ein Angehöriger der Firmenleitung von Facebook in Europa, Richard Allen, erklärte, Debatten auf Facebook müssten „innerhalb vernünftiger Grenzen“ verlaufen. Am Rande der UN-Vollversammlung in New York sprach Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) zwei Wochen später in dieser Sache bei Facebook-Gründer Mark Zuckerberg vor. „Ich denke, wir müssen daran arbeiten“, sagte er laut Medienberichten bei einem Tischgespräch zu Merkel.

Facebook hatte bereits eigene Maßnahmen angekündigt, um die Verbreitung sogenannter Hassbotschaften hauptsächlich im Zusammenhang mit der Flüchtlingskrise einzudämmen. Der Konzern will mit Hilfe internationaler Experten eine Kampagne für „Gegenargumentation zu Rassismus und Fremdenfeindlichkeit“ fördern. Außerdem sei eine Kooperation mit der Freiwilligen Selbstkontrolle Multimedia (FSM) geplant. Weiterhin angewiesen ist Facebook dabei auf Nutzer, die Inhalte, die sie für anstößig halten, melden.

Linke Gruppen sollen Facebook beraten

„Wir entfernen explizite Inhalte, wenn sie zum sadistischen Vergnügen oder zum Verehren oder Verherrlichen von Gewalt

geteilt werden“, zitiert die Deutsche Presse-Agentur aus den Facebook-Richtlinien. „Sämtliche Hassbotschaften“ würden ebenfalls von Facebook-Mitarbeitern gelöscht. Damit seien Inhalte gemeint, durch die Menschen aufgrund ihrer Rasse, Herkunft, Religionszugehörigkeit oder sexuellen Orientierung direkt angegriffen werden.

Facebook blieb bei seinen Zusagen hinter Maas' Forderungen zurück. So hatte der Bundesjustizminister vorgeschlagen, problematische Einträge binnen 24 Stunden zu entfernen. Außerdem solle der US-Konzern ein deutschsprachiges Moderatoren-Team aufbauen, um Beschwerden deutscher Nutzer schnell bearbeiten zu können. Zu den zivilgesellschaftlichen Organisationen, mit denen Facebook zusammenarbeiten will, gehört beispielsweise das gemeinnützige Bündnis „Netz gegen Nazis“. Hinter dem Aktionsbündnis steht die linke „Amadeu Antonio Stiftung“, die sich nicht nur gegen Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus, sondern beispielsweise auch gegen „Homo- und Transphobie“ einsetzt und etwa beklagt, dass die „Demos für alle“ und die „Initiative Familienschutz“ nicht vom Verfassungsschutz beobachtet werden.

Zu viele „Wächter der Political Correctness“

Die Journalistin Bettina Röhl kritisiert die von Facebook und Maas beschlossenen Maßnahmen. Mit den Löschaktionen würden die Grundrechte der Verfassung umgangen. „Plötzlich entscheiden nicht mehr Gerichte darüber, ob eine Äußerung überhaupt rechtswidrig, strafbar ist, sondern private Sicherheitsdienste“, kommentiert sie. Röhl sprach sich dafür aus, strafbare Kommentare und Beleidigungen schnell zu entfernen, dabei müsste allerdings auch in die linksradikale und die islamistische Richtung geblickt werden. Bereits seit Jahren steht Facebook wegen des langsamen Löschs von antisemitischen Gruppen und Beiträgen in der Kritik – obwohl sich hier zahlreiche Nutzer engagieren, um entsprechende Einträge zu melden.

Röhl befürchtet darüber hinaus die Einführung eines Denunziantenrechts, bei dem nicht einmal vernünftig zwischen problematischen Aussagen differenziert werden könne. Sowohl die Aussage „Deutschland muss sterben“ als auch „Ausländer raus“ seien in der Vergangenheit vom Bundesverfassungsgericht der zulässigen Meinungsfreiheit zugeordnet worden. „Den Terminus ‚Hass-Kommentar‘, eines der vielen verdächtigen Modewörter, kennt weder das Grundgesetz noch das Strafgesetzbuch“, analysiert Röhl in einem Aufsatz für das Online-Magazin Tichys Einblick. „Hass, Angst, Wut und Sorge sind per se weder verbotbar noch verboten.“

Ähnliche Schwierigkeiten sieht auch der Medienunternehmer Klaus Kelle. „Hass-Veröffentlichungen zum Beispiel gegen Kirche und Papst werden ja in der Regel mit ‚Kunst‘ erklärt, und die darf bekanntlich alles“, kommentiert er auf seinem Blog die Frage, wann Sarkasmus und Zynismus enden und Hass anfängt. Seiner Vermutung nach wird künftig die „Lautstärke wohlorganisierter Lobbygruppen“ den Ausschlag darüber geben, was Hass ist und was nicht. „Je schriller der Aufschrei, desto schnell-



Die Bundesregierung will genau hinschauen, was ihre Bürger im Netz treiben. Manche warnen: Das birgt Gefahren

Foto: Bolkins, Thinkstock

Wer entscheidet, was Hass ist?

ler wird gelöscht“, fürchtet er und erklärt, dass etwa eine militante Homosexuellen-Lobby schon jetzt versuche, ihren Gegnern „Hass“ vorzuwerfen – und sei es nur, weil sie an die Privilegierung der Ehe zwischen Mann und Frau im Grundgesetz erinnern. In den von Maas und Facebook geplanten Maßnahmen sieht Kelle zumindest ein Gefahrenpotenzial, unliebsame Meinungen zu zensieren. Bereits jetzt arbeiteten „Wächter der Political Correctness, Gleichstellungsbüros und politische Hobbyforscher daran, das wichtige Recht auf freie Meinungsäußerung immer weiter einzuschränken“. Mehr Denkverbote und mehr Zensur brauche die Gesellschaft nicht, findet er.

Hass im Netz kann den Job kosten

Die Grünen im Europaparlament fordern indes, eine Abteilung in der europäischen Polizeibehörde Europol einzurichten, die Foren und soziale Netzwerke wie Facebook systematisch durchsucht. Der innenpolitische Sprecher der Grünen im Europaparlament, Jan-Philipp Albrecht, forderte in diesem Zusammenhang eine wirksame Strafverfolgung auch über Grenzen hinweg.

Systematisch durchsucht wird das Internet schon jetzt – von Aktivisten, die es sich zum Ziel gesetzt haben, vermeintliche Rechtsradikale zu enttarnen. Systematisch suchen sie auf Facebook und anderen Seiten nach „Hass-Postings“, ermitteln den Urheber und schreiben dessen Arbeitgeber an. Auf diese Weise verlor etwa ein Lehrling bei Porsche seinen Ausbildungsvertrag – er hatte im Internet gefordert, mit Flammenwerfern gegen Asylbewerber vorzugehen. Einer Mitarbeiterin der Arbeiterwohlfahrt in Thüringen wurde gekündigt, weil sie auf Facebook postete: „Irgendwann wird es eh so kommen dass man hin und kunz aufnehmen muss. dank meiner medizinischen Ausbildung wird bei mir keiner überleben.“ Als Tipp für „Nazijäger“ im Netz heißt es: „Über ein ‚Decken sich diese Ansichten mit Ihren Unternehmenswerten?‘ hat man Arbeitgeber schnell in der Zange.“

Dass strafrechtlich relevante Inhalte gelöscht und ihre Urheber juristisch zur Verantwortung gezogen werden müssen, steht außer Frage. Diskutiert werden muss, ob es einer Gesellschaft dient, wenn sich ihre Bürger gegenseitig denunzieren – und ab wann der Kampf gegen „Hassrede“ die freie Rede gefährdet. ■



TWEETS
16

Brutal und schnell: die Medienstrategie des IS

Die Kampfmethoden der Terrororganisation „Islamischer Staat“ (IS) sind reaktionär. Für ihre Kommunikation und Medienarbeit nutzt die Miliz hingegen die Mittel des Westens, den sie bekämpft. Die Medienstrategie des IS ist brutal, knallhart, aber auch gewieft und schnell. | **VON MARTINA SCHUBERT**

Neu bei Twitter?

Melde Dich jetzt an, um Deine eigene, personalisierte Timeline zu erhalten!

Registrieren

Foto: Twitter, Screenshot pro

Diese Seite zeigt das Profil, das ein IS-Anhänger im Online-Netzwerk Twitter eingerichtet hat. Viele Unterstützer der Terrorgruppe haben ein zusätzliches Konto, auf das sie zurückgreifen können, wenn eines gesperrt wurde.



FOLGE ICH
76

FOLLOWER
757

FAVORITEN
68

 Folgen

Weißer Sandstrand, leuchtend blaues Wasser, Schaumkronen auf den Wellen – eine traumhafte Szenerie, in der sich Grausames abspielt. Die Männer, die durch diese Kulisse stapfen, tragen Stiefel, Tarnanzug und eine schwarze Sturmhaube, manche von ihnen sind auch komplett schwarz gekleidet. Ihr Gesicht ist nicht zu erkennen. Mit der rechten Hand fassen sie in den Kragen des orangefarbenen Overalls des jeweils neben ihnen laufenden Mannes und drücken dessen Oberkörper nach vorn. So marschieren sie in Zweierreihe von rechts nach links am Sandstrand entlang durchs Bild. Wenig später knien die orange gekleideten Männer im Sand, die Hände auf den Rücken gefesselt; die Vermummten stehen hinter ihnen. Der Spannungsbogen ist groß. Das Video lässt sich Zeit, den Weg bis zur Hinrichtung zu zeigen. Christen aus Äthiopien, ermordet von der Terrororganisation Islamischer Staat (IS), festgehalten und inszeniert auf Video.

Ob der Film echt ist oder nicht, klar ist: Der IS kämpft nicht nur mit Panzern und Kalaschnikows, sondern er führt auch einen Propagandakrieg. Tweets, Bilder, Kampfvideos, Einschüchterungen, Drohungen dienen der Miliz dafür als Waffen. Terrorismus hat nicht in erster Linie das Ziel, möglichst viele Gegner zu töten. Es geht darum, „Angst und Schrecken zu verbreiten“ – und überwältigende Bilder zu schaffen, sagt Sicherheitspolitik-Blogger Sascha Stoltenow. Für diesen Zweck und um Macht zu demonstrieren, hat der IS im Frühjahr 2014 ein eigenes Medienhaus aufgebaut, „Al-Hayat Media Center“ (Al-Hayat: „das-Leben“). Das veröffentlicht diverse eigene Publikationen von Magazinen für Interessenten und zukünftige Rekruten über Reiseführer bis hin zu den bekannten Videos von Enthauptungen

und Kampfeinsätzen. Die Inhalte stellt die Miliz nicht nur auf Arabisch zur Verfügung, sondern auch auf Englisch, Deutsch, Französisch und Russisch.

Der IS agiert zum einen wie tagesaktuell arbeitende Medien und macht seine Botschaften mitunter zeitnah zu dem betreffenden Ereignis publik. Das unterscheidet ihn von dem Terrornetzwerk Al-Kaida. Als der IS am 10. Juni die irakische Stadt Mossul einnahm, veröffentlichte die Gruppe diese Nachricht in seinem englischsprachigen Magazin ISN – Islamic State News noch am selben Tag und präsentierte mit einem blutigen Bild seinen „eisernen Angriff“ auf den Ort. Das machte der amerikanische Terrorismusexperte Aaron Y. Zelin auf seinem Blog Jihadology.net bekannt. Zum anderen hält der IS auch Videos in der Hinterhand, um diese zu einem passenden Zeitpunkt gezielt zu veröffentlichen.

„Der IS rekrutiert Migranten“

Jürgen Grimm, Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien mit Schwerpunkt Gewaltdarstellung, erklärt für pro die Absicht hinter der Medienstrategie des IS: „Die zwei Ziele sind, Gegner einzuschüchtern und Signale an Leute zu senden, die für den IS gewonnen werden sollen.“ Der IS möchte also unterschiedliche Zielgruppen ansprechen. „Deswegen braucht er eine mehrschichtige Kommunikation. Das eine ist die Aktivierung des Kampfes und die Organisation gesellschaftlicher Unterstützung, das andere ist die Verbreitung von Angst und Schrecken zur Verunsicherung der Bevölkerung, um sie zu lähmen oder gefügig zu machen.“

Die potenziellen Kämpfer seien vor allem junge Männer, „die in der Regel keine Aufstiegschancen in der Gesellschaft haben. Sie sind frustriert und desintegriert und werden durch gewaltverherrlichende Kommunikation in ihrem Ego angesprochen, weil die Gewalt als Tabuverletzung und als ‚Action‘ – ähnlich wie ein Actionfilm – ein Gefühl der Stärke vermittelt. Das erlaubt ihnen, erlebte Beleidigungen oder Demütigungen zu kompensieren.“ Rekrutiert würden vor allem Migranten in den westlichen Staaten. Der Mittlere und Nahe Osten seien nicht die Hauptregionen, um neue Kämpfer zu gewinnen. Daran werde sichtbar, sagt Grimm, „dass die westlichen Gesellschaften kein adäquates Integrationskonzept entwickeln konnten. Das ist eine wesentliche Ursache. Die andere Ursache ist der Verfall staatlicher Strukturen im Nahen und Mittleren Osten, die durch den Irakkrieg der US-Amerikaner eingeleitet und durch den syrischen Bürgerkrieg ganz wesentlich beschleunigt wurde. Das schafft Chaos und Anarchie, in der sich der IS leicht ausbreiten kann. Daher jetzt auch die vielen Flüchtlinge.“

Sprache, um Jugendliche anzusprechen. Diese ist laut Schmidt „eine Mischung aus Ghetto-Sprache und szenetypischen religiösen Begriffen. ‚Bruder, du wärst ein krasser Kämpfer, mashallah.‘“

Um seine Inhalte zu verbreiten, kann der IS nicht auf Massenmedien wie privates und öffentlich-rechtliches Fernsehen oder etablierte Tageszeitungen zurückgreifen. Grimm erklärt: „Der Islamische Staat nutzt das, was allen anderen auch zur Verfügung steht, die sozialen Medien, Twitter, Facebook, verschiedene Netzwerke. Das ist eine angepasste Kommunikationsstrategie, die man am besten mit viraler Kommunikation umschreiben kann. Es geht darum, bestimmte Botschaften an einer Stelle zu positionieren und dann zu erwarten, dass sich diese schneeballartig verbreitet.“ Auf diese Weise umgeht der IS die traditionellen Gatekeeper, die journalistische Selektion, und spricht sein Publikum direkt an. Bei der Verbreitung ihrer Inhalte macht sich die Terrormiliz die hohe Dynamik und Reichweite der sozialen Netzwerke zu Nutzen.

„Bruder, du wärst ein krasser Kämpfer, mashallah.“

Die Terrormiliz veröffentlicht immer wieder Videos, die Folter und Enthauptungen ihrer Opfer präsentieren. Medienwissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass es bei solchen Gewaltdarstellungen in der Regel zwei Reaktionen gibt: „Totale Abschreckung und eher das Bestreben der Gewaltvermeidung oder umgekehrt, die Bereitschaft, Gewalt selber anzuwenden und das als eine Art Ich-Orgasmus zu erleben. Man kann alles einreißen, man kann sich über alles hinwegsetzen, was einen bislang eingeschränkt hat. Das ist etwas, was nicht abschreckt, sondern in gewisser Weise disponierte junge Männer motiviert“, erklärt Kommunikationswissenschaftler Grimm. Darin stecke ein Protestelement. Die jungen Männer übergangen ihre eigene Angst und übersetzten diese in „eine kämpferische Attitüde, die sie enthemmt und bereit werden lässt, selber Gewalt anzuwenden“.

Ins Netz gegangen

Die Anwerber der Terrororganisation IS sind professionell, wie etwa an ihren Propagandavideos zu sehen ist. Stilistisch orientieren sich die Medienmacher des IS an populären Filmen und Videospielen. „Starke Bilder, untermalt von dschihadistischen Gesängen; Helden und Feinde sind klar zu erkennen. [...] Die Filme taugen besonders für junge Menschen“, schrieb Mitte August der damalige Präsident des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF), Manfred Schmidt, in seinem Beitrag „Wachsam sein“ in der Süddeutschen Zeitung.

Die Dschihadisten suchten verstärkt den individuellen Kontakt mit Interessierten. Zeigten Jugendliche in sozialen Netzwerken Interesse an salafistischen Angeboten, würden sie direkt angesprochen, erklärte Schmidt. Das Umwerben verlagere sich schnell in kleine Gruppen wie etwa WhatsApp-Chats. Mit „Zuneigung und Druck“ würden die Jungen und Mädchen dort „intensiv bearbeitet“. Zudem entwickelten die Anwerber eine neue

„Virtueller Krieg“ um Online-Plattformen

Sie profitiert davon, dass online aktive radikale Mediengruppen etwa bei Twitter sie bei der Verbreitung ihrer Botschaften und Ideologien unterstützen. Diese Gruppen nennen sich zum Beispiel „Al-Furqan Media“ (zwischen der Wahrheit und der Unwahrheit unterscheidend), „Al-Khilafah“ (Kalifat) oder „Al-Battar Media“ (Mohammeds Schwert). Sie beteiligen sich an zielgerichteten Social-Media-Kampagnen. Für den IS gewinnen sie an Bedeutung, nachdem die offiziellen Profile der Miliz auf einer Vielzahl von Netzwerken gesperrt wurde. Bis Sommer 2014 waren der IS und ihre Regionalvertretungen laut BBC sehr aktiv bei Twitter, dann ging das Internetunternehmen dagegen vor. In einem mehrmaligen Hin und Her richtete sich der IS neue Konten ein, die Twitter wiederum sperrte. Ein Sympathisant schrieb Anfang September: „Ich bin zurück nach der zweiten Sperrung meines Kontos innerhalb von weniger als 48 Stunden“. Im Laufe des Monats war das Konto schließlich dauerhaft gesperrt. Trotzdem sind die Unterstützer weiterhin auf der Plattform aktiv, weil sie ihre Nutzernamen ändern oder sich sogenannte Backup-Konten einrichten, auf die sie zurückgreifen können, wenn ein anderer Zugang blockiert wurde.

Die Terrorgruppe nutzt auch Apps, mit denen Nachrichten über alle damit verbundenen Twitter-Konten auf einmal veröffentlicht werden können. Somit können IS-Hashtags kurzzeitig zu Nachrichten-Trends in dem Netzwerk werden. Eine dieser Apps namens „Dawn of Good Tidings“ („Der Anbruch guter Nachrichten“) blockierte Twitter im Juni vergangenen Jahres und machte somit über Nacht tausende IS-unterstützende Konten mundtot, schreiben J. M. Berger und Jonathan Morgan in dem Buch „The ISIS Twitter Census“. Ein Sprecher von Twitter, der namentlich nicht genannt werden möchte, sagte gegenüber pro: „Wir überprüfen alle gemeldeten Inhalte gegen unsere Regeln, die unrechtmäßige Verwendung, heftige Drohungen, und die Förderung von

Terrorismus verbieten.“ Wegen blockierter Konten drohte der IS bereits Twitter-Gründer Jack Dorsey sowie den Mitarbeitern des sozialen Netzwerks mit den Worten: „Euer virtueller Krieg gegen uns wird zu einem realen Krieg gegen euch führen.“

Auch weniger bekannte Social-Media-Plattformen probierte der IS aus. Die Plattformen Friendica, Quitter und Diaspora, die eine sicherere Privatsphäre versprechen, führt das Buch „The ISIS Threat“ (Die ISIS Bedrohung) der US-Regierung dafür als Beispiele an. Doch auch hier wurden die Auftritte gelöscht. „ISIS gehen die Plattformen aus, besonders diejenigen, die von Dritten betreut werden wie Twitter“, sagte der auf dem Gebiet Social Media forschende Soziologe Bernie Hogan vom Oxford Internet Institute gegenüber der Zeitung The Guardian. „Sie könnten sich in das Dark Web (Teil des Internets, auf das nur mit besonderer Software zugegriffen werden kann; Anm. d. Red.) begeben, was allerdings nicht besonders nützlich für Rekrutierung wäre.“

Reiseführer zum Islamischen Staat

Gedruckte Medien, die es meist auch digital gibt, publiziert der IS ebenfalls. Die Zeitschrift Dabiq ist eine Art schickes „Kundenmagazin“ der Terrororganisation, professionell illustriert und produziert. Das Magazin gibt es in mehreren Sprachen, darunter auch Englisch. Es porträtiert den Islamischen Staat, wie er sich selbst sieht: Er prahlt mit Siegen, gleichzeitig zeichnet er ein romantisches Bild eines „goldenen islamischen Zeitalters“ und kündigt ein „glorreiches“ Kalifat an. Dabiq bezeichnet sich selbst als „Magazin, das sich fokussiert hat auf Tawhid (Monotheismus), Manhadsch (Methode), Hidschrah (Auswanderung), Dschihad (Heiliger Krieg) und Dschama'ah (Gemeinschaft). Es wird außerdem Fotoberichte, aktuelle Events und informative Artikel über Themen, die mit dem Islamischen Staat in Verbindung stehen, beinhalten.“ Das geht aus der Produktbeschreibung des Magazins hervor, das das „Al-Hayat Media Center“ vorübergehend auf Amazon zum Verkauf anbot, bis der Onlineversand das Angebot von der Internetseite nahm. Die erste Dabiq-Ausgabe im Juli 2014 trug den Titel „Die Wiederkehr des Kalifats“.

Ein weiteres Magazin, der IS Report, richtet sich eher an ein internes Publikum und befasst sich unter anderem mit Verbraucherschutz. Zudem veröffentlicht der IS einen jährlichen Bericht mit Statistiken etwa über die Waffennutzung bei Anschlüssen. Es gibt sogar eine Art Reiseführer mit dem Titel „Hijrah to the Islamic State“ (Reise/Auswanderung in den Islamischen Staat). Vergangenes Jahr brachte der IS zudem einen nutzerorientierten Führer für Frauen heraus. Dieser empfahl den Leserinnen unter anderem, Hygieneartikel und Still-BHs für eine Reise in das Gebiet mitzubringen. Denn die sind dort offenbar knapp und die Frauen sollen den Kämpfern Kinder gebären.

„Der IS braucht die Bevölkerung“

Ein im Frühjahr veröffentlichtes Video des IS zeigt den „Islamic State Health Service“ (ISHS). In dem im „Emergency Room“-Stil gedrehten Clip stellt sich der IS als fürsorglich dar, die Einsatzkräfte kümmern sich um Kranke, Hilfsbedürftige, Kinder und auch Babys. Der IS suggeriert, soziale und medizinische Versorgung zu gewährleisten. Auf diese Weise wolle er den Anspruch erwecken, ein eigener Staat zu sein, erklärte Sicherheitspolitik-

Blogger Stoltenow bei der Netzkonferenz re:publica. Ende August dieses Jahres kündigte der IS im fast einstündigen Video „The Return of the Gold Dinar“ des „Al-Hayat Media Center“ an, eine eigene Währung zu etablieren.

Wissenschaftler Grimm erklärt, dass sich diese positive Ansprache an die Bevölkerung richtet, die nicht unmittelbar an Kampfhandlungen teilnimmt. Als „stiller Unterstützer“ spiele sie eine wichtige Rolle. „Die Kämpfer des IS können ja nicht ständig die Kalaschnikow rattern lassen. Sie müssen sich darauf verlassen, dass es jemanden gibt, der die neue Herrschaftselite akzeptiert.“

„Die Täter moralisch ächten“

Leicht können Nachrichten über die Gräueltaten des IS oder Reportagen über sein Innenleben zu einer Plattform für dessen Anliegen werden. Als erster Vertreter eines westlichen Mediums war der Journalist Medyan Dairieh von der amerikanischen Medienplattform Vice drei Wochen auf dem Gebiet des IS unterwegs und begleitete dessen Truppen. In seiner einstündigen Reportage sagt er: „Während der IS sein Territorium in Syrien und dem Irak gewaltvoll vergrößert, wurde der Kampf um die Herzen und Köpfe der Leute ein weiterer Teil ihrer Gesamtstrategie. Es ist ein Job, den Presseoffizier Abu Mosa sehr ernst nimmt.“

Auch der deutsche Journalist Jürgen Todenhöfer ist für zehn Tage zum IS gereist. Das von RTL gesendete Videomaterial umfasst einen Spaziergang durch die vom Terror regierte Stadt Mosul und ein Interview mit dem deutschen IS-Kämpfer Christian Emde. Im Gespräch mit Todenhöfer berichtet der 30-Jährige von den Eroberungsplänen der Islamisten. Die Meinungen über diese Art der Berichterstattung gingen unter Journalistenkollegen auseinander. Matthias Drobinski von der Süddeutschen Zeitung kritisierte Todenhöfers Arbeit: „Man erfährt nichts über Herrn Emde, nichts über Mossul; man bekommt die Mordfantasien des IS in deutscher Übersetzung präsentiert.“ Aufklärung sei das nicht, eher ein „Infoporno“. Stefan Winterbauer, Autor beim Medienportal Meedia, nimmt Todenhöfer hingegen in Schutz: Der Film sei „ein journalistischer Coup, der seinesgleichen sucht“. Die Widersprüche, die Verblendung und der Fanatismus würden in dem Video greifbar, schreibt er.

Der Wiener Kommunikationswissenschaftler Grimm sagt: „Man kann nicht pauschal sagen, die westlichen Medien unterstützen den IS durch die Berichterstattung. Es gibt dazu keine Alternative. Man würde auch kritisieren müssen, wenn es keine Berichterstattung gibt. Dann könnte sich der IS ohne Einsichtnahme der Öffentlichkeit ausbreiten. Das wäre eine noch viel schlimmere Hilfestellung.“ Journalisten sollten sich nicht durch die auf Terror ausgerichtete Propaganda instrumentalisieren lassen. Stattdessen gelte es, die gewaltobszöne Darstellung, die jegliche Tabus breche, so einzuordnen, dass die kommunikativen Absichten des IS entlarvt würden. „Man muss die Täter moralisch ächten, die sich dadurch einigeln, dass sie ihre ganze ‚teuflische Praxis‘ religiös begründen. Das ist nicht nur eine religiöse Verblendung, das konterkariert alles, was mit Religion und Gott und auch mit Zivilisation zu tun hat. Diese Legitimation muss man ihnen nehmen.“ Westliche Medien müssten die Gewalttaten des IS viel klarer ideologisch kritisieren. Dazu seien auch starke Kommentare nötig. Aber das geschieht aus Grimms Sicht zu wenig. ■

Mit Flüchtlingen gegen Europa

In Libyen greift ein neuer IS-Führer nach der Macht. Mit grausamer Brutalität erobert er immer größere Gebiete. Als Massen-Schleuser will er Europa mit Flüchtlingen überfluten – nur Christen selektiert er aus und lässt sie öffentlich hinrichten. | VON WOLFRAM WEIMER

Hassan al-Karami ist der neue Chef-Terrorist Libyens. Er dirigiert die stärker werdende Dschihadisten-Miliz Islamischer Staat (IS) in Nordafrika und hat jetzt Sirte erobert. Die strategisch wichtige Hafenstadt liegt an der Mittelmeerküste zwischen den Metropolen Tripolis und Bengasi. Wer Sirte kontrolliert, der hat einen Schlüssel zu Libyen, zu den Öl- und Gasfeldern und ins massenhafte Schleusergeschäft.

ron Estafanos, Mitbegründer der Internationalen Kommission für die Flüchtlinge Eritreas mit Sitz in Stockholm, berichtet, dass auch zwölf christliche Frauen aus Eritrea gezielt verschleppt worden seien. Es wird befürchtet, dass sich eine öffentliche Hinrichtung „Ungläubiger“ wiederholt. Im Frühjahr hat der IS Libyens mit propagandistisch inszenierten Videos festgehalten, wie er gefangene Christen aus Äthiopien und eine weitere Gruppe koptischer Christen am Strand enthauptet. Der Anführer Karami, der noch keine 30 Jahre alt sein soll, festigt seinen Ruf als Terrorfürst, Christenverfolger und Henker – reicher Massenschleuser ist er bereits.

„Menschenhandel bringt dem IS zig Millionen“

Auch die Eroberung Sirtes hat Karami mit besonderer Grausamkeit betrieben. Die gegnerischen Kämpfer der örtlichen Stämme, die sich der Unterwerfung widersetzen, wurden öffentlich enthauptet und demonstrativ an Kreuzen aufgehängt. Das berichtete die Nachrichtenagentur Lana der international anerkannten libyschen Regierung.

Diese Regierung sieht ihr eigenes Land nun zusehends in die Hände der Terroristen fallen und fordert die arabischen Verbündeten verzweifelt auf, Luftangriffe gegen den IS im Land zu fliegen. Regierungschef Abdullah al-Thinni wirft dem IS vor, einen Völkermord zu verüben, und ruft die Vereinten Nationen zugleich auf, das gegen Libyen verhängte Waffenembargo aufzuheben.

In Libyen herrschen seit dem Sturz Muammar al-Gaddafis im Herbst 2011 Chaos und Gewalt. Zwei Regierungen und zahlreiche Milizen bekämpfen sich gegenseitig. Karami nutzt dieses Machtvakuum aus. Nun hat Karami eine Machtbasis just in der Mitte der libyschen Küste und rekrutiert immer mehr neue Kämpfer für seine wachsende Armee. Nordafrika-Korrespondent Mirco Keilberth berichtet: „Mit dem wirtschaftlichen Absturz des Landes finden immer mehr junge Männer aus ganz Nordafrika bei den Extremisten das, was ihnen die Gesellschaft nicht mehr bieten kann: ein wirtschaftliches Auskommen und Zusammengehörigkeitsgefühl.“

Karami kann sich seinen Krieg nur leisten, weil er und seine Milizen systematisch ins Schleusergeschäft eingestiegen sind und massenhafte Fluchten organisieren. „Der IS verdient in Libyen zig Millionen mit dem organisierten Menschenhandel“, warnen europäische Geheimdienste. Vor Kurzem drohte die Terrormiliz sogar offen mit der Migrationswaffe gegen den Westen: Im Falle einer militärischen Intervention in Libyen werde Europa mit einer halben Million Migranten überflutet, berichtete die britische Zeitung Daily Mail. Der IS habe demnach angekündigt, die 500.000 Flüchtlinge gleichzeitig in hunderten Booten auf das Meer zu schicken. In Italien publizierte Transkripte von Telefonaten würden dies belegen. Der IS plane, erst die Kontrolle in Libyen komplett an sich zu reißen. Anschließend wollen die Terroristen, getarnt als Flüchtlinge, das Mittelmeer überqueren. ■



Der IS schleust massenhaft Flüchtlinge nach Europa, um sich seinen Krieg zu finanzieren

Karamis Truppe verfolgt einen grausamen Glaubenskrieg. Vor wenigen Wochen meldeten Nachrichtenagenturen, dass der libysche IS 88 christliche Flüchtlinge aus Eritrea aus einer großen Flüchtlingsgruppe herausgeprügelt und entführt habe. Die Miliz habe die Koran-Kenntnisse der Flüchtlinge überprüft, Muslime daraufhin nach Europa weiterreisen und die Christen verschwinden lassen. Me-

Jetzt schon ans Schenken denken?

Sie suchen ein Geschenk für ...

- ✓ Ihre Bekannten und Freunde
- ✓ den Kollegen
- ✓ den Pastor der Gemeinde
- ✓ den Geschäftspartner
- ✓ Ihre Angestellten?

Sie suchen ein Geschenk, welches ...

- ✓ werthaltig
- ✓ interessant
- ✓ informativ
- ✓ verlässlich
- ✓ ermutigend und zugleich ansprechend gestaltet ist?

Wie wäre es mit einem ethos- oder factum-Abo?



Das Monatsheft **ethos** bringt Evangelium und Glaubensstärkung in grosser Vielfalt – für Jung & Alt! Es macht Mut, informiert über Zeittrends und erleichtert die Meinungsbildung.

Bestellen Sie ethos für sich oder als Geschenk (12 Ausgaben, CHF 65.90/ € 52.70 exkl. Porto).



Das christliche Magazin **factum** informiert auf anspruchsvollem Niveau, aber mit verständlicher Sprache über das aktuelle Zeitgeschehen und präsentiert Wissenswerte aus Gesellschaft, Politik, Glaube, Medien und Wissenschaft.

Bestellen Sie factum für sich oder als Geschenk (9 Ausgaben, CHF 60.–/€ 49.– exkl. Porto).

Die Christen aus dem Morgenland

Ihre Kirche ist eine der ältesten christlichen Kirchen überhaupt. Sie sprechen Aramäisch, die Muttersprache Jesu: syrisch-orthodoxe Christen. Die meisten von ihnen sind in Deutschland, weil sie aus ihren orientalischen Heimatländern fliehen mussten. Wie feiern sie hier ihren Gottesdienst? Und wie sehen sie die Situation ihrer Glaubensgeschwister in der Heimat?

Persönliche Eindrücke eines Besuchs. | VON JUDITH SCHMIDT



Das goldene Kreuz des Erzbischofs, das die Gläubigen zur Begrüßung küssen

Das Kirchengebäude der syrisch-orthodoxen Gemeinde in Gießen ist gleich an seiner orientalisch wirkenden Architektur zu erkennen. Es ist von einer Mauer umgeben, in der Mitte ein hohes, verschnörkeltes, schmiedeeisernes Tor. Dahinter wartet ein Mann mit dunklem Teint und orientalischen Gesichtszügen, im Hintergrund geht ein Greis auf und ab. Sie ignorieren mich zuerst, offenbar sehe ich mit meinem blonden Haar nicht aus wie eine aramäische Frau, die das Abendgebet besuchen will. Ich frage durchs Tor, ob hier eine Messe stattfindet. Der Mann versteht mich erst beim zweiten Anlauf, sagt kurz und mit ernstem Blick, ich solle den Nebeneingang benutzen. Der Greis schaut verwundert – ob ich mich vielleicht doch verlaufen habe? Die Kirche ist noch leer. An den Wänden prangen große, bunte Bilder von biblischen Gestalten, die mich an Kinderbücher und Sonntagsschule erinnern – Jesus bei seiner Taufe in Pastellfarben, zu seinen Füßen schwimmen viele große Fische; ein älterer Mann mit Stab, Vater Abraham? Und natürlich die Jungfrau Maria mit Kind.

Ich komme nicht dazu, mich weiter umzusehen. An einem Pult mit großen geöffneten Büchern in altaramäischer Schrift stehen zwei Männer, die mich fragend anschauen und wissen wollen, was ich hier mache. Ich erkläre den Grund meines Besuchs. Wieder dieser sehr ernste Blick, mit dem ich gemustert werde. Kein Lächeln, kein „Herzlich willkommen“, wie ich das etwa aus Freikirchen kenne. Offenbar ist man externen Besuch nicht gewohnt; dieser Eindruck verstärkt sich, als nach und nach die ersten Gläubigen kommen und mich groß anschauen. Einige scheinen sich zu freuen, das sehe ich an den strahlenden Augen. Missionarisch ist man hier jedoch nicht eingestellt – das liegt auch daran, dass solcherlei Aktivitäten unter Muslimen in den Heimatländern bei Todesstrafe verboten waren, wie der Erzbischof mir später erklärt.

Gottesdienst in der Sprache Jesu

Religiöse Diskriminierung kennen die Aramäer schon seit dem siebten Jahrhundert. Sie sind die christlich geprägten Ureinwohner des Zweistromlandes zwischen Euphrat und Tigris im heutigen Irak, Syrien und der Türkei. Mit der arabischen Expansion breitete sich der Islam und auch die arabische Sprache im gesamten Orient aus. Die Christen, in vielen Gebieten damals noch in der Mehrheit, wurden zu „Dhimmis“, also zu Bürgern mit eingeschränkten Rechten.

Die zumeist älteren Frauen, die nun die Kirche betreten, tragen einen weißen, halbdurchsichtigen und mit Ornamenten verzierten Schleier, der lose über dem Haar liegt. In der Tür verbeugen sie sich vor dem Priester und bekreuzigen sich. Männer und Frauen sitzen getrennt – die Frauen links, die Männer rechts. Bis der Gottesdienst beginnt, unterhalten sie sich laut auf Aramäisch. Es geht um den Erzbischof, der morgen nach Frankfurt kommt, wie Ninive übersetzt. Ninive, eine 20-jährige Frau aus Gießen, die gerade eine Ausbildung zur Mediengestalterin beginnt, hat Wurzeln im Irak und in Syrien. Ihre Eltern sind wie die meisten Aramäer wegen religiöser Unterdrückung nach Deutschland geflohen. Sie ist heute extra gekommen, um mir die Liturgie zu erklären. Allerdings versteht sie selbst nur wenig. Die meisten Gläubigen können die Lieder und Gebete zwar auswendig – die Inhalte verstehen aber nur die Lehrer und Geistlichen, sagt sie. Das Altaramäisch, die Gottesdienstsprache, beherrschten die meisten Besucher nicht gut genug.



Mor Philoxenus Mattias Nayis, der Erzbischof der syrisch-orthodoxen Kirche in Deutschland, ist gebürtiger Schwede



Die reich verzierte Bibel steht auf dem Altar. Aramäisch, die Sprache der syrisch-orthodoxen Christen, ist eine der ältesten der Welt.

Fotos: Ninive Nouri

„Als wir die Kreuze in den Schulen sahen, fühlten wir uns sicher.“

Diese Sprache, die drittälteste noch gesprochene Sprache der Welt, war einmal die Reichssprache der Ägypter, Perser und anderer früher Hochkulturen. Lange Zeit war sie die orientalische Verständigungssprache schlechthin. Deshalb sprach auch Jesus einen aramäischen Dialekt. Große Teile der Bibel wurden ursprünglich auf Aramäisch geschrieben.

Die Abendmesse beginnt, der Pfarrer, mit einem langen schwarzen Gewand und einer Art schwarzen Kippa bekleidet, stellt ein goldenes, reich verschnörkeltes Kreuz in seine Haltung. Er tritt zurück und betet dabei in leisem Singsang, wie ich erfahre, das Vaterunser, dabei bekreuzigt und verbeugt er sich immer wieder. Der Pfarrer und eine kleine Gruppe von Männern singen mit dem Rücken zum Publikum abwechselnd die Liturgie. Dabei wechseln sich Bibelpassagen, bei denen die meisten aufstehen, mit Liedern und Gebeten ab, die die Gläubigen mitsingen. Bei längeren Abschnitten gähnen einige oder fangen an, sich leise zu unterhalten. Ein Junge schwenkt das Weihrauchgefäß, dabei schlagen viele kleine Glocken und Rasseln aneinander.

Eine gesprochene Predigt gibt es nicht. Überhaupt scheint es hier weniger um Nachdenken, Hinterfragen, Auslegen der Schrift oder einen Bezug zum täglichen Leben zu gehen. Im Zentrum stehen das Wiederholen, das feierliche Zelebrieren, die

traditionellen Rituale. Die Gläubigen sind dabei in sich versunken, ins singende Gebet vertieft. Nach dem Gottesdienst gehen die Männer nach vorne, jeder küsst die große, bunt verzierte Bibel, die vor dem Altar aufgestellt ist. Danach berühren sie die Hand des Priesters, legen sie auf ihr Herz, verbeugen sich leicht und verlassen die Kirche. Danach kommen die Frauen an die Reihe.

Den Altarraum dürfen Frauen nicht betreten

Da ich den Erzbischof der syrisch-orthodoxen Kirche in Deutschland, Mor Philoxenus Mattias Nayis, kennenlernen möchte, besuche ich am nächsten Morgen mit Ninive einen Gottesdienst in Hanau, bei dem er als Ehrengast die Liturgie halten wird. Es ist Sonntag und die Männer im Altarraum tragen pompöse, bunt glitzernde Gewänder und eine Art schwarze Kapuze mit weißen aufgestickten Kreuzen, die Kopfbedeckung des Erzbischofs ist wie sein Gewand pastellrosa und beige, verziert mit vielen Ornamenten. Das Publikum verneigt sich, wenn sich der Erzbischof zu ihm umdreht. Diesmal singt aus der ersten Bankreihe ein kleiner Frauenchor; die Sängerinnen wirken märchenhaft und irgendwie verwunschen in den langen weißen Kleidern und den filigranen Schleiern.

Den Altarraum dürfen Frauen nicht betreten, erklärt mir Ninive. Ich frage, ob sie das nicht stört, dass Frauen vieles offenbar nicht dürfen – den Altarraum betreten, predigen, in leitender Funktion auftreten. „Überhaupt nicht“, sagt sie fast ein wenig aufgebracht. Sie sei das so gewohnt. Außerdem seien der Bischof und der Pfarrer sehr nett, sie kenne beide persönlich. Zum Abschluss segnet der Erzbischof die Gläubigen in der ersten Reihe, indem er ihre Hände mit seinen Händen umschließt. Danach „waschen“ diese ihr Gesicht mit dem Segen. Mit derselben Geste wird der Segen nach hinten weitergegeben.



Foto: Ninive Nouri

Erzbischof Mattias Nays und Ninive Nouri kennen sich von Pilgerreisen in libanesischen Klöster

Jeder will ein Selfie mit dem Erzbischof

Nach fast vier Stunden liturgischem Männergesang und viel Weihrauch bin ich etwas benebelt und kann einen Kaffee, den es jetzt noch im Gemeindehaus gibt, gut gebrauchen. Außerdem wollten wir den Erzbischof ja noch persönlich treffen. Als wir den Saal betreten, thront er mit seiner hohen, turbanartigen schwarzen Kopfbedeckung schon in der Mitte einer Tafel, umgeben von einigen anderen Eminenzen. Zum Essen kommt er nicht wirklich. Zu groß ist der Andrang der Verehrer, die ein Selfie mit ihm oder zumindest kurz seine Hand berühren wollen, wohl, damit etwas von seiner Heiligkeit oder ein Segen auf sie übergeht. Jedem, der kommt, hält der 38-Jährige ein goldenes Kreuz entgegen. Die Gläubigen küssen es, verbeugen sich, einige ältere Frauen fallen halb vor ihm nieder. Er hat eine ungewöhnliche, sehr positive Ausstrahlung, denke ich, und er wird verehrt, als sei der Apostel Paulus höchstpersönlich nach Korinth gekommen. Dementsprechend sind wir doch ein wenig aufgeregt, als er uns nach geraumer Zeit zu sich winkt. Wir ziehen mit einer kleinen Gefolgschaft in ein Nebenzimmer, um uns ungestörter unterhalten zu können. Als wir durch die Menschenmenge gehen, will jeder noch kurz seine Hand berühren, einen Blick oder ein freundliches Wort erhaschen.

„Deutschland ist ein christliches Land“

Nun sitzen mir zehn Geistliche gegenüber, die auch mithören wollen, was es da zu besprechen gibt. Ständig klopft es an der Tür, Leute wollen herein, es ist sehr unruhig. Nachdem ich als wohl einzige Frau ohne Kopfbedeckung im Gottesdienst saß und die uneingeschränkte Verehrung des Erzbischofs nicht teile, fühle ich mich ein wenig pietätlos. Ich spüre die prüfenden Blicke der Geistlichen, die den Bischof auf Schritt und Tritt begleiten. Die Stellung der Frau, das ist das erste, was dem Erzbischof einfällt, als ich nach Unterschieden zur Evangelischen Kirche frage. Trotzdem, so ergänzt er, „leben wir heute in einer Zeit,

in der wir betonen wollen, was uns verbindet, nicht, was uns trennt“. Zu viele Spaltungen und Streitigkeiten habe es in der Vergangenheit gegeben. Mit den anderen orthodoxen und der katholischen Kirche gebe es auch schon ein Dokument, das die Übereinstimmung in zentralen Fragen bezeuge, die Gläubigen könnten ihre Sakramente notfalls auch in einer dieser Partnerkirchen empfangen. Mit der Evangelischen Kirche gebe es ein solches Dokument allerdings noch nicht. Da seien die Unterschiede zu groß. Dass Frauen im Gottesdienst eine sehr untergeordnete Rolle spielen, sagt er, war allerdings nicht immer so. Bis ins 12. Jahrhundert habe es auch Diakoninnen gegeben, die in größerem Maße an der Liturgie beteiligt gewesen seien. Man sei bemüht, Frauen wieder sichtbarer werden zu lassen.

Mattias Nays ist seit 2012 Erzbischof der syrisch-orthodoxen Kirche in Deutschland. Sein Bischofsname Philoxenus bedeutet „Freund der Fremden“. Geboren wurde er in Schweden. In vier orientalischen Ländern habe seine Kirche sich schon niedergelassen, um Verfolgung und Diskriminierung zu entgehen, sagt er. Jedes Mal sei sie von Neuem vertrieben worden. Nun gebe es eine große Bewegung in Richtung Europa. „Deutschland ist ein christliches Land“, sagt er. „Als wir die Kreuze in den Schulen und Krankenhäusern sahen, haben wir uns sicher gefühlt.“ Heute würden die Kreuze aus falscher Rücksicht abgehängt.

„Die Zeit des Dschihad ist angebrochen“

In Berlin habe er mit wichtigen Politikern über die Situation der Christen im Nahen Osten gesprochen. Seine Bitte um effektivere Hilfe für die gefährdete Minderheit sei trotzdem abgelehnt worden. Man wolle Christen gegenüber Muslimen nicht bevorzugen, habe es geheißen. Europa, sagt er mit eindringlichem Blick, sehe tatenlos zu, wie das Christentum in seiner Ursprungsregion ausgelöscht werde. Europa sei nun die einzige Chance für christliche Flüchtlinge. Im Gegensatz zu Muslimen könnten sie nicht einfach in ein islamisches Nachbarland flüchten. Bisher hätten wir jedoch die, denen wir den Glauben verdanken, größtenteils im Stich gelassen. Ich bin getroffen, aber auch etwas verwirrt von der Art, wie er diese schwer zu ertragenden Dinge sagt: mit strahlenden Augen. Ninive meint später, er dürfe sich nichts anmerken lassen, schließlich sei es seine Aufgabe, andere zu ermutigen.

Ich frage ihn, was er über die Flüchtlingskrise und die damit verbundene Angst vor dem Islam denke. Was ich denn darüber denke, fragt er mit vielsagendem Blick zurück. Dann erzählt er eine Geschichte: Seine Familie lebte in Mossul in einer muslimischen Nachbarschaft. Man sei eng befreundet gewesen und sehr herzlich miteinander umgegangen. Dann kamen die Islamisten an die Macht. Die Nachbarn zogen sich zurück, sagten: „Die Zeit des Dschihad ist angebrochen. Jetzt müssen wir fern von euch sein. Es könnte sein, dass wir euch umbringen müssen.“ Nach demselben Muster hätten sich Muslime auch beim Völkermord an den Armeniern 1915 verhalten. Mehr will er dazu nicht sagen. Er fühlt sich auch für Christen im Irak und in Syrien verantwortlich und will keine Ausschreitungen gegen sie provozieren.

Wieder klopft es an der Tür, es ist der Priester der Gemeinde. Draußen wartet eine Menschenmenge, sie wollen wie geplant mit dem Erzbischof essen gehen. Ninive und ich verabschieden uns von ihm und treten nachdenklich den Heimweg an. ■

Richtig brenzlige Situationen passieren einem Lokaljournalisten eher selten. Ein Event im Juni dieses Jahres ist mir dennoch in prägender Erinnerung geblieben: An einem Samstagvormittag ging die erste Gruppe eines sportlichen Spaßwettkampfs hochmotiviert bei Sonnenschein an den Start. Die Sportler hatten unter anderem eine Lauf-, Schwimm- und Radstrecke zurückzulegen. Etwa zehn Minuten später wurden die Läufer von starkem Regen überrascht. Tiefend vor Nässe von oben kamen sie an der Station am See an und drängten sich unter zwei kleine Pavillons – und ich als Journalistin mittendrin. Mittlerweile donnerte und blitzte es auch genau über uns.

Ich hatte bereits vorher meine Fotos gemacht und die umstehenden Personen interviewt und wollte, als der Regen endlich nachgelassen hatte, am See noch weitere Stimmen einfangen. Mein Ziel war eine Stelle etwa drei Meter außerhalb des Pavillons. Als ich mit einem Schritt darunter hervortrat, wurden meine Füße wie von unsichtbarer Hand gestoppt. Ich wollte weitergehen, konnte mich jedoch nicht vom Fleck bewegen. Damit es für die Umstehenden nicht komisch aussah, befragte ich die Person direkt vor mir, und stand anschließend immer noch wie festgewachsen am selben Platz.

Kurz darauf schlug genau an der Stelle, die ich ursprünglich angesteuert hatte, krachend ein greller Blitz ein. Um mich herum schrien alle auf und Panik machte sich breit. Ein Sportler, der sich entspannt auf den Boden gelegt hatte, wurde durch die Erschütterung förmlich in die Aufrechte katapultiert. Ein anderer Teilnehmer musste medizinisch versorgt werden. Ernsthaft verletzt wurde, Gott sei Dank, niemand. „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir“, heißt es in Psalm 139. Das habe ich an diesem Tag hautnah erfahren.

Im entscheidenden Moment ist Gott da

Im Leben ist nicht immer alles eitel Sonnenschein, manchmal zieht auch ein Gewitter auf. Dessen Stärke ist unterschiedlich – mitunter sind die Gewitterwolken bereits aus der Ferne zu sehen und man kann reagieren, manches Mal kann der Blitz jedoch wie aus dem Nichts in Lebenssituationen einschlagen. Wie gut ist es in einer solchen Situation, sich am richtigen Platz zu wissen und die Gewissheit zu haben, dass Gott dabei ist. Als Journalistin ist es wichtig, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Es ist entscheidend, den Auslöser der Kamera im entsprechenden Moment zu drücken. Und es ist ausschlaggebend, welche Worte wann wie gewählt werden. Für Sportler ist es wesentlich, die Trainingsleistung im Wettkampf abzurufen, das Ziel zu erreichen und möglichst auf einem der vorderen Plätze zu landen.

Als Journalistin, im Berufsleben allgemein oder auch im Privaten ist es wie bei einem Wettkampf: Wir werden mit Herausforderungen verschiedenster Art konfrontiert. Das ist gut, denn daran können wir wachsen und reifen. Egal, in welcher Lebenssituation wir uns gerade befinden – wichtig ist es doch zu wissen, am richtigen Platz zu sein und Gottes Willen zu tun. Nicht zuletzt dürfen wir auf seine Zusage vertrauen, dass er jederzeit bei uns sein möchte. Denn: „Er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen“ (Psalm 91, Vers 11). Ich bin überzeugt, dass wir dann auch aus großen Herausforderungen gestärkt hervorgehen und am Ende das Ziel erreichen werden – auch wenn zwischendurch der Blitz eingeschlagen hat. ■

Gott ist da

Für Journalisten ist es in besonderer Weise wichtig, zur richtigen Zeit am richtigen Platz zu sein. Aber das gilt auch sonst im Leben – vor allem, wenn der Blitz einschlägt. | VON ESTHER SARAH WOLF



Esther Sarah Wolf, geboren 1981, ist selbstständige Journalistin und Fotografin aus Freiberg. Sie arbeitet unter anderem für die sächsische Tageszeitung Freie Presse.

Fotos: Tstudio/fotolia, privat

Meine Story mit Gott

Mal diffus, mal klar: Jugendliche haben sehr unterschiedliche Vorstellungen von Gott. Wie diese genau aussehen, sollten Teilnehmer des Wettbewerbs „Meine Story mit Gott“ herausfinden. Dafür haben sie Medienprojekte entwickelt und kamen zu überraschenden Ergebnissen – zum Beispiel, dass bei Facebook anders über Gott geredet wird als bei Instagram. pro stellt zwei der Siegerprojekte vor. | VON JOHANNES WEIL



Die Schülerinnen eines Essener Gymnasiums haben sich damit befasset, welche Rolle Gott in den sozialen Online-Netzwerken spielt

Jeder fünfte Jugendliche wächst in einem religiösen Elternhaus auf. Doch wie sehen ihre Vorstellungen von Gott aus?, sollten die Teilnehmer des Wettbewerbs „Meine Story mit Gott“ erarbeiten. Das katholische Institut für Publizistik (ifp) und das katholische Bonifatiuswerk veranstalteten dazu den Wettbewerb „Meine Story mit Gott“: Die Teilnehmer sollten dafür ein kreatives Medienprojekt entwerfen, das den Glauben im Alltag junger Menschen darstellt. Ob gedruckte Reportage, Audioslideshow, Video oder Online-Dossier – der Fantasie waren keine Grenzen gesetzt. Die drei Sieger dürfen nun das Thema und ihre geplanten Projekte unter Anleitung professioneller Medienmacher verwirklichen. Insgesamt haben 27 Schulklassen und Jugendgruppen bei dem Wettbewerb mitgemacht.

#Gott: Gott in Social Media

Die 12. Klasse des Essener B.M.V.-Gymnasiums (Beatae Mariae Virginis – „Unserer Lieben Jungfrau“) ist eine der Gewinnergruppen. Sie hatte im Internet unter dem Hashtag „#Gott“ recherchiert und erforscht, welche Rolle Gott in den Online-Netzwerken spielt. Dabei hat die Klasse, die aus 18 Mädchen besteht, zum Beispiel festgestellt, dass sich die Wahrnehmung von Gott bei Facebook, Twitter, Instagram, Tumblr und YouTube enorm unterscheidet. Bei Twitter und Facebook spielten sich religiöse Diskussionen über bestimmte Hashtags und innerhalb von Gruppen ab. Eine sehr düstere Stimmung haben die Schülerinnen bei Tumblr ausgemacht, wo Gott oft in Zusammenhang mit Heavy-Metal-Bands auftauche. Über ihre Ergebnisse, vor allem

über aussagekräftige Bilder, die sie bei ihrer Suche entdeckt haben, möchten sie Experten aus ihrem Umfeld interviewen und aus diesen Inhalten einen Podcast erstellen. Eines der Bilder zeigt einen Handy-Bildschirm mit der Frage „Was wäre, wenn Gott anruft?“; ein anderes „Was würdest Du machen, wenn Du einen Tag lang Gott wärest?“. Aus Sicht der Schülerinnen eignen sich diese gut als Diskussionsgrundlage. Beeindruckt hat sie auch das animierte Bild der Trickfigur Spongebob, der darauf den Popstar Cuthbert „anbetet“.

Der freiberufliche Journalist und Dozent Stanley Vitte hat die Mädchen bei ihrer Recherche unterstützt. Die Ergebnisse hat er zunächst gesammelt und kategorisiert. Jetzt bereitet er, unterstützt von seinem Journalisten-Kollegen Mark Bothe, mit den Schülerinnen die Interviews für den Podcast vor, die sie in der darauffolgenden Woche führen wollen. Sie entwickeln gemeinsam Fragen und Fragetechniken. Die Profis helfen ihnen dabei, die Scheu vor dem Mikrofon abzulegen.

Schockiert von radikalen Bemerkungen

Für die Umsetzung haben sich die Schülerinnen mächtig ins Zeug gelegt, obwohl sie auch in anderen Fächern viel zu tun haben, um die ersten Punkte für das Abitur zu sammeln. „Sie haben sich samstags getroffen und innerhalb der Sommerferien Workshops zum Thema Podcast besucht: Sie sind dabei in eine Welt von Taggen, Followen und Online-Recherche eingetaucht“, freut sich ihre Lehrerin Kirsten Gläsel.

Offiziell steht in diesem Schuljahr im Fach Religion die Theodizee-Frage nach dem Leid in der Welt auf dem Lehrplan. Doch Gläsel hat der Klasse den Wettbewerb schmackhaft gemacht. „Das Ganze war spannend, weil unsere Schülerinnen ganz unterschiedlich religiös sozialisiert sind. Einige engagieren sich in der Jugendarbeit und leben ihren Glauben, aber wir haben auch Atheisten in der Klasse“, beschreibt sie die Herausforderung des Projekts.

Lara zum Beispiel glaubt im Gegensatz zu ihrer Klassenkameradin Katharina nicht an Gott. Die beiden haben beobachtet, dass Gott auf den Social-Media-Plattformen häufig von religiösen Organisationen thematisiert wird. „Außerdem

Fotos: pro/johannes weil

gibt es viele Privatpersonen, die ihre Gedanken über Gott und die Welt in den sozialen Netzwerken diskutieren oder beiläufig erwähnen.“ Von einigen religiösen Bemerkungen, die sie unter anderem auf der katholischen Nachrichtenseite kath.net fanden, waren sie aufgrund deren radikaler Tendenzen schockiert. Für die beiden habe sich die Teilnahme gelohnt, auch wenn andere Nicht-Gläubige sie dafür belächelt hätten: „So ein Thema behandelt man nicht alle Tage“, finden sie.

Für Projektleiter Vitte ist es wichtig, dass die Schülerinnen ihre kreativen Ideen verwirklichen können. Er möchte sie aber auch anleiten und Medienkompetenz vermitteln. Die Bezüge zur Religion, die die Mädchen gefunden haben, fand er „überraschend und teils exotisch“. Er selbst glaube „an etwas wie Gott“, habe aber noch nicht konkret danach gesucht. Er war überrascht von den unterschiedlichen Facetten Gottes – und von der Beobachtung, wie allgegenwärtig eine Vorstellung von Gott zum Beispiel als Fußball-Gott oder Döner-Gott im täglichen Leben ist.

Jugendliche werden sprachfähig über Gott

Einen anderen Ansatz haben die Schüler im südhessischen Freigericht bei Hanau gewählt, die ebenfalls zu den Siegern des Wettbewerbs gehören: Sie wollten gerne einen Blick über den Tellerrand der eigenen Kultur werfen. Wie und was denken andere Nationen über Gott?, war die Leitfrage. Dafür haben die Schüler Menschen aus 20 Ländern – unter anderem Frankreich, Israel und Hongkong –, Kulturen und Religionen zu ihrem Gottesverständnis interviewt. Die Zusatzschichten zum regulären Unterricht werden mit dem fertigen Videobeitrag belohnt, in dem die Befragten über ihr Leben mit und ohne Gott berichten.

Es sei nicht ganz einfach gewesen, das Thema Gott modern zu transportieren: „Es sollte ja keine langweilige Dokumentation werden“, sagt Religionslehrerin Alexandra Pinkert. Ihre Schüler hätten bei ihrer Arbeit festgestellt, „dass nicht jeder gerne in der Öffentlichkeit über Gott spricht. Auch war es nicht so leicht, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen, da es sich ja um existenzielle Fragen handelt.“

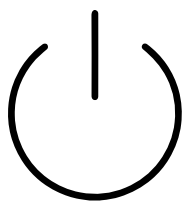
Kein Problem war dagegen die technische Umsetzung des Videofilms, da ein großer Teil der Schüler seit dem 8. Schuljahr Mediengestaltung als Wahlfach hat. „Das Projekt hat die Schüler verändert“, findet Pinkert. „Sie haben immer mehr eigene Gedanken und Erkenntnisse eingebracht. Sie wollten auch, dass ihre eigenen Gottesbilder in dem Film auftauchen.“ Für viele von ihnen sei Gott keine konkrete Person, sondern finde sich in Wörtern wie Glaube, Hoffnung oder Licht wieder. Aber sie hätten sich auch mit grundsätzlichen Fragen des Lebens und Glaubens beschäftigt und damit, ob Gott Halt in schwierigen Situationen bieten kann. Die Schüler hätten für sich gesehen, dass Gott viel häufiger im Alltag zu finden ist, als sie gemeinhin denken. Pinkert glaubt, dass bei vielen ein Prozess des Nachdenkens eingesetzt hat. „Alleine deswegen hat sich der Wettbewerb schon gelohnt“, resümiert sie.

Bewertet hat die eingereichten Projekte eine hochkarätige Jury. Zu ihr gehörten unter anderem der gelernte Zeitungs- und Radiojournalist und Bischof von Passau Stefan Oster sowie die Redaktionsleiterin beim heute-journal, Anne Reidt.

Für Bernhard Remmers vom ifp hat der Wettbewerb zwei positive Effekte: Junge Leute beschäftigten sich zum einen damit, welche Rolle Gott in ihrem Leben und dem ihrer Altersgenossen spielt. Zum anderen würden sie „in diesem nicht ganz einfachen Thema“ selbst sprachfähig und gewinnen Medienkompetenz. Die eingereichten Beiträge zeigten, dass Gott noch heute wirke: „Das waren klassische Berufungserlebnisse, aber auch reflektiert-kritische Interviews“, bilanziert Remmers. Für alle Preisträger wird der 7. November noch einmal ein ganz besonderer Tag. Mit einer festlichen Gala werden sie für ihr Engagement und ihre Beiträge geehrt. Vielleicht finden diese ja auch anschließend online oder im Radio Beachtung und andere Jugendliche erleben eine Story mit Gott. ■

Der Journalist Mark Bothe gibt den Schülerinnen ein Interviewtraining für ihren Podcast





Einfach mal abschalten

Smartphones machen unglücklich und sie beeinträchtigen die Konzentration, wenn man zu oft drauf schaut. Denn das unterbricht den Alltag – im Durchschnitt 88 Mal am Tag, wie Forscher der Uni Bonn herausgefunden haben. Daher fordern sie nun zu digitalen Diäten auf. | VON ANNE KLOTZ

Ob im Bus, im Aufzug oder beim Spaziergang, das Smartphone ist der Begleiter unseres Lebens und in nahezu jeder Lebenssituation anwesend und greifbar. Ein kleines Gerät, das alles kann und längst weit mehr ist als ein Mobiltelefon mit SMS-Funktion, ein Retter in der Not und in der Längeweile. Doch kontrollieren wir das Handy noch? Oder kontrolliert das Handy uns? Um diese Fragen zu beantworten, haben Wissenschaftler der Universität Bonn eine App namens „Menthal“ entwickelt, eine persönliche Waage zur Ermittlung des Handygebrauchs. Wer „Menthal“ auf seinem Smartphone installiert, erklärt sich bereit, an einer Studie teilzunehmen. Die App zeichnet alle Bewegungen auf dem Handy auf. Das Entsperren, die Chat-Häufigkeit auf WhatsApp, Facebook-Aktivitäten und auch Telefonate fließen in die Auswertung mit ein. Die Daten sind anonym, Inhalte für die Forscher uninteressant. Lediglich die quantitativen Variablen sind relevant; also wie lange ist der Nutzer online, wann schaut er das letzte Mal auf das Handy, bevor er schlafen geht, wie oft knipst er das Gerät an, ohne es zu entsperren.

Die Studie soll Aufschluss über das Verhältnis von menschlicher Psyche und Digitalisierung geben. Mehr als 300.000 Smartphone-Nutzer haben die App „Menthal“ installiert, die es seit dem vergangenen Jahr gibt. Von rund 60.000 Studienteilnehmern haben die Forscher das Handy-Verhalten bereits ausgewertet. „Die Ergebnisse sind teilweise erschreckend“, sagt Christian Montag, Professor für Molekulare Psychologie. Er gehört zu dem Team, das die App entwickelt hat. „Jugendliche nutzen ihr Smart-



Foto: picture alliance

phone rund drei Stunden am Tag. Wären sie morgens nicht in der Schule, wären es noch mehr.“ Auch bei Erwachsenen sieht es nicht besser aus, rund zweieinhalb Stunden verbringen sie täglich am Handy. „Menthal“ soll die Nutzer darauf hinweisen, wie viel Zeit sie täglich an ihrem Gerät verbringen.“ Eine Wochenübersicht gibt dem Nutzer schließlich einen Überblick, wann er sein Smartphone in der Hand hatte.

Das Smartphone verspricht zwar Unterhaltung, es ermöglicht die Pflege sozialer Beziehungen und eröffnet neue Wege der Kommunikation; aber es hält ebenso von wichtigen Aufgaben ab und beeinflusst die mentale Gesundheit. „Die Smartphone-Benutzung fragmentiert unseren Alltag und hat damit konkrete Auswirkungen auf unsere Konzentration“, erklärt Montag. Jedes Antippen des Handys reiche schon aus, den Menschen aus seiner eigentlich ausgeführten Tätigkeit herauszureißen.

In der Psychologie sagt man, dass es etwa 15 Minuten bedarf, um in einen Flow-Zustand zu verfallen. Darunter verstehen Wissenschaftler das Gefühl, sich völlig in eine bestimmte Tätigkeit zu vertiefen und dabei in einen beglückenden „Rausch“ zu verfallen, wie es Forscher zum Beispiel bei Bergsteigern, Schachspielern oder Chirurgen beobachtet haben. Sie verfolgen ein klares Ziel, konzentrieren sich in höchstem Maße auf die Aufgabe und gehen förmlich darin auf. Auch bei alltäglichen Handlungen kann man in den Flow kommen, die permanenten Unterbrechungen durch das Smartphone verhindern das allerdings. Eine wichtige Quelle für Glücksgefühle wird dadurch zunichte gemacht. Laut den bis-



Das Smartphone erobert unseren Alltag: Die chinesische Stadt Chongqing hat daher einen Gehweg für Smartphone-Nutzer eingerichtet, um Zusammenstöße mit analogen Fußgängern vorzubeugen

Israelkonferenzen 2015

„Zion - gehasst und geliebt“

Jetzt anmelden!

■ **76307 Karlsbad-Langensteinbach**
(Bibelheim-Bethanien):
31. Oktober - 1. November

■ **58339 Breckerfeld (Jerusalem-Halle):**
06.-08. November



Dr. Paul Wilkinson (GB)



Meno Kalisher (IL)



Johannes Vogel (D)

KONFERENZFLYER
gibt's kostenlos:
www.bibel-center.de
oder unter
Tel.: 0 23 38-10 71
oder per Mail
info@bibel-center.de

 **Weitere Infos: Bibel-Center (0 23 38) 10 71**
Anmeldung unter: anmeldung@bibel-center.de

herigen Studienergebnissen aktiviert ein Nutzer tagsüber durchschnittlich alle 18 Minuten sein Handy, pro Tag also 88 Mal.

Handy-Sucht?

„Als Telefon dient das Smartphone schon lange nicht mehr“, so Alexander Markowetz, Juniorprofessor für Informatik an der Universität Bonn. Er arbeitet ebenfalls an der „Menthal“-Studie. „Der typische Nutzer telefoniert nur rund acht Minuten am Tag.“ Mehr als die Hälfte der Zeit nutzen die Studienteilnehmer Nachrichtendienste oder soziale Netzwerke. Bei WhatsApp verbringt der durchschnittliche Nutzer rund 35 Minuten am Tag, bei Facebook 15 Minuten, bei Instagram fünf Minuten und eine weitere halbe Stunde mit Spielen auf dem Smartphone. „Das Problem betrifft nicht nur Jugendliche“, erklärt er gegenüber pro. „Es zieht sich unabhängig vom Bildungsstand quer durch alle Altersgruppen und sozialen Schichten, wobei jüngere Menschen ihr Handy häufiger nutzen.“

Durch „Menthal“ soll untersucht werden, wie viel Mobiltelefon-Konsum normal ist und ab wann es ungesund wird. „Bislang gibt es zwar noch keine offizielle Diagnose der Handy-Sucht, jedoch weist der Handygebrauch starke Parallelen zum Suchtverhalten auf“, sagt der Psychologe Montag. „Anzeichen dafür können die permanente gedankliche Beschäftigung mit dem Smartphone, Entzugserscheinungen, privater oder beruflicher Leidensdruck sein, wenn das Handy zu Hause vergessen wurde. Schlimmer

noch ist es, wenn Nutzer wichtige Aufgaben oder das direkte soziale Umfeld bei übermäßigem Konsum vernachlässigen.“

Digitale Diäten

Das Smartphone kann regelrecht gefährlich sein: In den USA gibt es mehr Verkehrstote durch das Handy als durch Alkohol am Steuer. Die kalifornische Stadt Hayward hat darauf reagiert und dementsprechend Warningschilder für Fußgänger aufgestellt: „Kopf hoch! Straße überqueren und dann Facebook aktualisieren!“ Die Millionenmetropole Chongqing in China hat als erste Stadt der Welt einen extra Gehweg für Smartphone-Nutzer eingeführt, um Zusammenstöße mit analogen Fußgängern zu vermeiden.

Auch für den Körper hat das Smartphone Folgen. Vornübergebeugt auf das kleine Gerät zu schauen, ist orthopädisch ungesund, Mediziner sprechen inzwischen sogar von einem „Handy-Nacken“. Der andauernde Nahsichtmodus am Computer und Handy kann zudem die Kurzsichtigkeit verstärken. Auch besteht das Risiko, einen „Handy-Arm“ zu bekommen, vergleichbar mit dem „Maus-Arm“ am PC, der sich durch Schmerzen in Hand, Handgelenk und Arm bemerkbar macht.

Das Smartphone verändert den Menschen, doch kann der Mensch auch seine Nutzung verändern? Markowetz meint: Ja. „Wir müssen uns selbst auf eine digitale Diät setzen.“ Kurz: Einfach mal abschalten. Wartet jemand auf den Bus, kommt Langeweile auf und das Handy liegt rasch in der Hand. „Ist das Smart-

phone allerdings in der Innentasche des Rucksacks, kostet es plötzlich Zeit, das Handy herauszuholen, um E-Mails zu checken. Damit wird die Nutzung gleich unattraktiver“, schreibt der Informatikprofessor in dem Buch „Digitaler Burnout“. Das erschien Anfang Oktober auf dem Buchmarkt und basiert auf den Daten der „Menthal“-Studie.

„Das Smartphone hat die Gesellschaft auf den Kopf gestellt – und der Kopf kam nicht hinterher“, meint Markowetz. Um der Situation Herr zu werden, müssten eine neue Kommunikationsetikette diskutiert und Umgangsregeln formuliert werden. Noch vor wenigen Jahrzehnten stand es nicht zur Debatte, den Nachbarn zur Mittagszeit anzurufen, um ihn nicht bei der Mittagsruhe zu stören. Das Smartphone hat die Erwartungshaltung verändert: Jeder ist zu jeder Zeit erreichbar. Daher ist auch die Scheu nicht groß, nachts Kurznachrichten zu versenden und gegebenenfalls den Schlaf des Empfängers zu unterbrechen. „Jeder Mensch trägt nicht nur die Verantwortung für sich, sondern auch für denjenigen, dem er eine Nachricht auf das Smartphone senden will“, sagt Markowetz.

Kinder stärker gefährdet

Eine digitale Diät müsse vor Freunden, Familie und dem Arbeitgeber deutlich kommuniziert werden, damit es nicht zu Missverständnissen komme, der digitale Rückzug aber vollzogen werden könne. So könne es sinnvoll sein, seinen Freunden mitzuteilen, dass das Handy abends ausgeschaltet ist, aber dafür auf dem Festnetztelefon angerufen werden kann. Das bewahre davor, in permanenter Bereitschaft für nicht-relevante Neuigkeiten auf dem Smartphone zu sein. Das gehe jedoch meist mit der Angst einher, nicht mehr sichtbar zu sein. Daher müsse die Gesellschaft zu einer „Kultur der Wertschätzung“ zurückfinden, damit sich der Einzelne wieder wahrgenommen fühlt, auch wenn er nicht ständig erreichbar ist. Dafür sei jedoch „eine gesamtgesellschaftliche Anstrengung“ nötig.

„Das Smartphone stellt die Gesellschaft auf den Kopf – und der Kopf kommt nicht hinterher.“

Kinder sind dem digitalen Burnout noch stärker ausgesetzt als Erwachsene. Das Smartphone gilt schon längst als Statussymbol auf dem Schulhof und ist, wie Markowetz schreibt, „die Nabelschnur zum Leben“. Laut der App „Menthal“ entsperren sie ihre Handys rund 98 Mal am Tag, die Extremnutzer sogar 130 Mal. Kinder kennen die Risiken noch nicht, die mit häufiger Handynutzung verbunden sind. Gewöhnen sie sich also an all die Möglichkeiten ihrer Handys, gewöhnen sie sich an die andauernde Unterbrechung ihres Alltags.

Leben im Hier und Jetzt

„Lehrer und Eltern stehen in einer besonderen Verantwortung“, sagt Markowetz. In seinem Buch fordert er dazu auf, Pionierarbeit zu leisten. „Denn wir sind die erste Generation, die die negativen Auswirkungen der Digitalisierung erkannt hat und nach neuen Kulturtechniken sucht, um ihre Kinder zu schützen.“ Eltern sollten ihren Kindern daher bewusst „positive Offline-Erlebnisse“ ermöglichen, Erlebnisse in der realen Welt, ganz ohne Smartphone.

Kinder müssten lernen, dass die Aufmerksamkeit, die ihnen ein soziales Netzwerk verspreche, keine echte Liebe sei. Netzwerke im Internet sind Teil ihres täglichen Lebens und das tägliche Leben damit Teil der Netzwerke. Fotos vom Mittagessen, der neuen Bluse und dem Spaziergang mit dem Hund sind einen Post wert, Liebeskummer und Klatsch aus der Clique längst auf Facebook diskutiert. Über das Handy können sie minütlich checken, wie vielen Freunden diese Mitteilungen auf Facebook gefallen. Schnell wird die Kommunikation über das Smartphone so zur Messlatte der eigenen Beliebtheit. „Wichtig ist, ihnen beizubringen, dass sie trotz oder gerade wegen ihrer Ecken und Kanten geliebt werden“, betont Markowetz in seinem Buch. „Und auch dann, wenn es bei ihnen im Leben mal nicht so gut läuft. [...] Dass der Wert eines Menschen und seine Würde nicht in Klicks auszurechnen sind und auch ohne Likes nicht in Frage stehen.“

Nutzen für die Medizin

In der Studie fragen die Bonner Wissenschaftler auch danach, wie das Smartphone langfristig positiv genutzt werden kann. Für psychologische Therapeuten kann es zum Beispiel hilfreich sein, wenn ihre Patienten eine App wie „Menthal“ auf ihrem Handy installiert haben. Zwar liefert ein solches Werkzeug keine Diagnose, jedoch kann das Nutzungsverhalten Aufschlüsse über depressive Tendenzen von Patienten liefern. Indem es Veränderungen in der Nutzung aufzeichnet, kann sich der Arzt ein umfassendes Bild über Schwere und Verlauf dieser Krankheit machen.

Bislang geht die Forschung auf dem Feld der Psychoinformatik davon aus, dass Menschen mit Depressionen ihr Handy weniger oft nutzen und seltener das Haus verlassen, was durch die App gemessen werden kann. „Wenn das Forschungsprojekt erfolgreich verläuft, könnte der Nutzen einer solchen App groß sein“, beurteilt Jörg Berger, Psychotherapeut in Heidelberg und Lehrbeauftragter der Evangelischen Hochschule Tabor, die Forschungen der Bonner Wissenschaftler. „Sie könnte zur Früherkennung und Vorbeugung für Risikogruppen eingesetzt werden. Sie könnte aber auch den Behandlungserfolg während einer Therapie überprüfen, zum Beispiel ob bei depressiven Menschen ein Aktivitätsaufbau mit Bewegung und sozialen Kontakten gelingt.“

Das Forscherteam der Universität Bonn will dieses Potenzial des Smartphones nutzen, um den Handygebrauch zu verändern – und gleichzeitig mit der App zu einem bewussteren Umgang mit dem Gerät im Alltag auffordern. Dass der Mensch wieder die Kontrolle über sein Smartphone erlangen sollte, sei unumgänglich. Die Entwicklung der Technik werde nicht stillstehen. „Gehen wir die zukünftigen Herausforderungen jetzt an“, fordert Markowetz. „Meistern wir unsere Smartphones.“ ■



christliche
medien
akademie

Perspektiven für Leben und Beruf

Seminare

Grundkurs Rhetorik

Die Schlüssel zum Herzen des Zuhörers

Termin: 6.–7. November 2015

Ort: Wetzlar

Referent: Hanno Herzler,
Sprechtrainer, Autor, Theologe

Einführung in das Medien- und Presserecht

Damit Sie mit Wort und Bild „im Recht“ sind

Termin: 13.–14. November 2015

Ort: Wetzlar

Referent: Frank Schilling,
Anwalt für Medienrecht

Inhouse-Seminare

Wir kommen zu Ihnen:
Planen Sie jetzt schon mit
uns für 2016!

Bestellen Sie jetzt
kostenlos unser
Seminarprogramm 2016



Foto: leungchopan, Fotolia

Christliche Medienakademie
Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 166 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
info@christliche-medienakademie.de

christliche-medienakademie.de

israelnetz

Anzeigen

Kalender 2016



9,-

Israel Postkarten- box

Bestellen
Sie jetzt!

Telefon (06441) 9 15 151
israelnetz.com



10,-

Israelnetz – Nachrichten aus Israel und dem Nahen Osten | Postfach 1869
35528 Wetzlar | (06441) 9 15 151 | israelnetz.com | info@israelnetz.com



Zocken im Gottesmodus

In Lemgo steht Deutschlands wohl einzige „Kirche“ für Computerspieler. Dorthin laden junge Christen andere Menschen zum gemeinsamen Zocken ein. Sie möchten ihnen dabei etwas von der Liebe Jesu weitergeben. | VON JOHANNES WEIL

Die letzten Vorbereitungen laufen. Die neuesten Updates werden noch auf die Rechner gespielt und Boxen eingestöpselt. Der Kühlschrank ist gefüllt mit Getränken. In wenigen Minuten öffnet die „Arena“. Sie ist ein Bestandteil der Arbeit von „GameChurch Deutschland“ – der Kirche für Computerspieler. Die „Arena“ liegt unscheinbar in der Innenstadt Lemgos, das so etwas wie die Hauptstadt der christlichen Computerspiel-Szene ist. In dem modern gestalteten Raum eines Wohnhauses treffen sich zwei Mal in der Woche vorwiegend junge Menschen zum Computerspielen. Hinter der „GameChurch“ stecken junge Erwachsene, die das Computerspielen und den Glauben miteinander verbinden. Deshalb gründeten sie den deutschen Ableger der Bewegung. Treibende Kraft dafür war Daniel Schmidt, den alle einfach nur „Schmiddy“ nennen. „Für mich ist das Konzept deswegen so genial, weil es zwei Sachen verbindet, die mir auf dem Herzen liegen“, erzählt der 23-jährige Student. Er spielt selbst gerne und viel Computer. Deswegen fragte er sich und Gott, wie er Menschen aus der Gamer-Kultur erreichen kann. 2012 hat er Kontakt zur „GameChurch“-Bewegung aufgenommen, die ihren Hauptsitz im kalifornischen Ventura hat.

Die Mitstreiter waren schnell gefunden. Ben Schnücker hat „Schmiddy“ in dessen Gemeinde getroffen. Nach anfänglichen Überlegungen war für Schnücker schnell klar: „Was auch immer

du in dieser Richtung machst – ich bin dabei.“ Frank Renner, Mitarbeiter im CVJM Lemgo, gehört auch zu den Mitbegründern. Er freute sich, dass Schmidt eine „schon längst überfällige Idee“ aufgriff. Zusammen gründeten sie einen Verein. „Als Verein wirst du bei Messen ernster genommen. Zudem dürfen wir Spendenbescheinigungen ausstellen“, erklärt Renner. Mittlerweile ist das Kernteam auf neun Personen gewachsen. Die meisten von ihnen studieren derzeit.

Beim Zocken über den Glauben reden

Die anfänglichen Ideen mündeten in einem konkreten lokalen Projekt: der „Arena“. Die Pastorin von Schmidts Gemeinde stellte einen nicht genutzten Raum ihres Wohnhauses zur Verfügung. Ein Spender aus den USA, dem die „GameChurch“-Bewegung ein Anliegen ist, hat die drei Fernseher, zwei Rechner, eine X-Box und eine Play-Station sowie die Sofas bezahlt. So kam ein Puzzleteil zum anderen.

Donnerstags und freitags hat die „Arena“ bis 23 beziehungsweise 24 Uhr geöffnet: „Offiziell, aber manchmal auch deutlich länger“, schmunzelt Schmidt. Kurz bevor er und seine Kollegen öffnen, sprechen sie noch ein Gebet und geben die Gespräche des Abends und die Begegnungen in Gottes Hände.

Wenn die Gäste dann da sind, machen die Mitarbeiter das, was sie sowieso gerne machen: zocken, abhängen und mit den jungen Menschen über Gott und die Welt reden – sowohl bei Online-Spielen im digitalen Teamspeak als auch analog vor Ort. Vor Kurzem kam Schmidt mit einem jungen Mädchen ins Gespräch. Nach anfänglichem Smalltalk kamen sie auf Lebens- und Glaubensfragen zu sprechen. Für die Mitglieder von „Game-Church“ sind das weder Zu- noch Einzelfälle. Sie treffen andere Spieler in ihrer Kultur, stellen Fragen und hören ihnen zu.

„Das Christsein in der Community zu leben macht den Unterschied, den die Mitspieler sehr schnell bemerken“, erklärt Schnücker. Bei einem Counter-Strike-Spiel hatten er und Schmidt sich nach einer üblen Aktion seines Mitspielers geweiht, sich an ihm zu rächen: ein für die Community ungewöhnliches Verhalten. Die Leute sagten ihm, dass sie mit einem solch positiv denkenden Menschen noch nie zusammengespielt hätten. Diese Tatsache hat Schmidt überrascht und auch etwas schockiert.

„Eltern haben kaum Ahnung von den Spielen“

Neben der lokalen Basis in Lemgo genießt die deutsche Gruppe die internationale Vernetzung der „GameChurch“-Bewegung. Ihre Schwerpunkte sind in Amerika, Großbritannien und Kanada. Häufig sind deren Mitglieder auf den einschlägigen Messen wie der Gamescom zu Gast. Dort verteilen sie die sogenannte „Jesus, For The Win“-Gamerbibel. Darin ist das Johannesevangelium enthalten und ein Kommentar, der sich auf das Computerspielen bezieht. „Wir können dort Menschen sagen, dass Jesus sie liebt. Die Menschen kommen auf uns zu. Fragende haben die Offenheit, eine Antwort zu finden“, beobachtet Schmidt. Für ihn sind die Gespräche auf den Messen und in der „Arena“ wichtig, auch um eigene theologische Standpunkte zu hinterfragen. An einem rüttelt er aber nicht: „Der rote Faden der Bibel ist, dass Jesus die Menschen liebt. Er ist für uns gekommen und hat alles gegeben.“ Diese Botschaft möchte Schmidt weitergeben – ohne den moralischen Zeigefinger, wie er in den USA häufig benutzt werde und der die Gamer verurteile.

Schmidt und seine Mitstreiter möchten mit ihrem Projekt auch die Sprachlosigkeit aufheben, die sie beim Thema „Computerspiele und Glauben“ wahrnehmen. Viele Eltern, Lehrer und Mitarbeiter in den Jugendgruppen der Gemeinden hätten keine Ahnung davon, was ihre Kinder dort spielten. „90 Prozent der Gespräche der Kinder drehen sich um dieses Thema. Da sollten wir uns auskennen.“ Er selbst werde häufig von Eltern und Lehrern zu den Inhalten bestimmter Spiele gefragt.

Das Phänomen Spielsucht hält er nur für marginal, nimmt es aber trotzdem ernst. Die Zahl der Spielsüchtigen sei mit 0,5 Prozent der Nutzer im Gegensatz zu Alkohol- und Nikotinsucht sehr gering. Sie betreffe vor allem Menschen, die problematisch sozialisiert seien und einen Ersatz brauchten, der sie erfüllt: „Wenn Menschen süchtig werden, ist vorher lange etwas anderes schief gelaufen“, findet Schmidt.

„Wir sind fröhliche Christen“

Das Ethos ihrer Arbeit nennen „Schmidti“ und seine Freunde „GodmodeX“, kurz: GMX. Der Name bezieht sich auf einen Godmode („Gottesmodus“), eine Funktion, die jemanden in einem

Spiel unverwundbar macht. „Vor dem christlichen Hintergrund finden wir den Namen doppelt schön. Wir zeigen gerne, dass wir nicht in die hinterwäldlerische, humorlose Schublade gehören, in die mancher Nichtchrist uns vielleicht stecken mag“, findet Schmidt.



Jesus zielt die Gamer-Bibel, mit der die „GameChurch“ die beiden Leidenschaften Glauben und Computerspielen miteinander verbinden möchte

Fotos: Game Church

GMX bedeutet für die Initiatoren: „Jeder ist willkommen, so wie er ist. Wir möchten Menschen verbinden, Beziehungen aufbauen und Gemeinschaft leben. Das sind drei Dinge, die in unserem Land eigentlich viel öfter geschehen sollten.“ Das Rezept ist einfach: Menschen mit Liebe zu begegnen. „Alle wollen Liebe. Wenn wir Christen nicht Liebe geben können, dann sind wir die ersten, die ihr Leben zu überdenken haben“, findet Schmidt.

Von der „Arena“ in der Lemgoer Innenstadt erfahren die Besucher entweder über soziale Netzwerke oder weil es sich unter den Gamern einfach herumspricht. Viel Werbung haben sie bisher noch nicht gemacht. Letztens sei ein Besucher da gewesen, der eher zufällig an dem Haus vorbeikam. Mit dem christlichen Glauben hatte er nicht viel am Hut. „Er hat geschätzt, dass er bei uns auf fröhliche unverkrampfte Christen getroffen ist und es nicht dem Bild entsprach, das er von Christen hatte. Das hat ihn neugierig gemacht, mehr vom christlichen Glauben zu erfahren“, erzählt Schmidt. Am Ende habe er noch Geld für die Arbeit gespendet.

Die Mitglieder überlegen schon, wie lange die Räumlichkeiten noch ausreichen. Mal kommen im Laufe des Abends nur vier Personen, mal sind alle zwölf Plätze belegt und sie müssten eigentlich erweitern. Als an einem Donnerstag ein Jugendlicher zum ersten Mal da ist, ist er so begeistert, dass er im Laufe des Abends noch ein halbes Dutzend Freunde nachholt. Und er verspricht wiederzukommen, weil es eine gute Sache sei. In der „Arena“ trifft er auf Mitarbeiter, die für ihre Arbeit brennen und zwei Leidenschaften teilen. Die eine davon ist für viele der jugendlichen Besucher das Thema Nummer eins in ihrem Leben: das Zocken am Computer und an der Playstation. Für „Schmidti“ und seine Mitstreiter ist das die schönste Nebensache der Welt. Die Hauptsache für sie ist, dass sie ihren Gästen sagen dürfen, dass Jesus sie liebt. ■

Wer in diesen Tagen die Geschehnisse um Volkswagen beobachtet, muss sich verwundert die Augen reiben. Noch vor kurzem schien der Konzern auf dem Weg zur weltweit führenden Automarke zu sein. Die Erkenntnisse der US-Umweltbehörde EPA änderten dann alles: Als bekannt geworden war, dass VW bei den Abgaswerten seiner Dieselfahrzeuge schummelt, brachte das den Konzern in Existenznot: Der Kurs der VW-Aktie brach ein, VW-Chef Martin Winterkorn trat zurück. Das Unternehmen sorgt sich um seinen Ruf, ebenso wie eine ganze Wirtschaftsnation, die ihre über Jahrzehnte hinweg aufgebaute Hochachtung vor „Made in Germany“ dahinschwinden sieht.

muss dafür die Konsequenzen tragen. Doch das Ausmaß der Empörung darüber sei früher undenkbar gewesen und zeige den neuen Zeitgeist, meint Ogger. VW habe unterschätzt, „mit welcher Stringenz die Amerikaner neuerdings auf die Einhaltung solcher Gesetzesvorschriften achten“.

Die vorrangige Bedeutung von Werten wie Ehrlichkeit oder Umweltschutz betreffe nicht nur die Wirtschaft, sondern die gesamte Gesellschaft. Was manch einer begrüßen wird, ist Ogger eine Warnung wert, die er in seinem Buch „Die Diktatur der Moral“ auf 400 Seiten formuliert: Wenn alles der Moral untergeordnet werde, arte das allzu oft in Moralismus aus, der die Dynamik der Gesell-

Die Behörden begrüßten zunächst die kostenlose Hilfe des Sittenwächters. Irgendwann wurde es selbst den Beamten zu bunt, sie sahen Nillich als Störenfried. Nillich klagte die behördliche Lässigkeit vor Gericht an. Das Oberverwaltungsgericht Lüneburg bescheinigte ihm aber „denunziatorische Tätigkeit“: Nillich könne die Behörden nicht zwingen, Ordnungswidrigkeiten zu verfolgen.

Moral mit Augenmaß

Mit dieser Geschichte möchte Ogger im Kleinen sagen, was er auch andernorts beobachtet: Rigoros auf die Umsetzung von Werten zu bestehen, lähme die Gesellschaft. Als weiteres Beispiel nennt er die Inklusion, also den Anspruch, Schüler mit und ohne Behinderung gemeinsam lernen zu lassen. „In Zeiten der Moralisierung“ stehe nicht die optimale Förderung der Begabten im Mittelpunkt, sondern die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention um jeden Preis. Der Konvention zufolge dürfen Behinderte nicht vom allgemeinen Bildungssystem ausgeschlossen werden. „Im Gegenzug zwingt die Moralisierung die Gesunden, Klugen, Starken, Reichen und Mächtigen, sich zu bescheiden.“

Beim Lesen dieser Beispiele stellt sich unmittelbar die Frage, ob moralische Gebote nicht derart wertvoll sind, dass es leicht in Kauf zu nehmen ist, wenn die Gesellschaft sich zugunsten der Schwachen oder des Umweltschutzes selbst bescheidet. Doch Ogger geht es nicht darum, moralische Ansprüche zu verteuern. Im Gegenteil: Erbarmen gegenüber den Schwachen sei begrüßenswert, ein Betrieb sollte auf Umweltschutz achten. Worauf Ogger hinaus will: Wenn diese Ziele gegen das Profitstreben eines Betriebes ausgespielt werden, liegt ein Problem vor. „Ein kommerzielles Unternehmen ist nicht prinzipiell zur Einhaltung von Moralvorschriften da, sondern um Gewinn zu machen“, sagt er.

Gegen das „Moraldiktat“ spreche außerdem der zweideutige Charakter der Moral. Fest macht Ogger das am Beispiel des früheren Bundespräsidenten Christian Wulff, der wegen des Vorwurfs der Bestechung sein Amt verloren hat. Den Medien hält Ogger vor, unter dem Vorwand der Moral unangemessen berichtet zu haben. „Die Vorstellung, den höchsten Repräsentanten des Staates moralischer

Ramponierte Marke: Volkswagen kämpft um seinen Ruf, weil der Konzern moralischen Ansprüchen nicht Genüge getan hat



Foto: picture alliance

Für den Wirtschaftsjournalisten Günter Ogger, 1993 bekannt geworden durch das Buch „Nieten in Nadelstreifen“, kommen diese Reaktionen nicht überraschend: Für ihn zeigt sich in den Vorgängen um VW die neue Macht, die Wertvorstellungen im 21. Jahrhundert gewonnen haben. „Man muss zur Kenntnis nehmen, dass moralische Kategorien heute in der gesamten Wirtschaft eine viel größere Bedeutung haben als noch vor 20 Jahren. Ein Management, das diese Entwicklung negiert, wird bestraft“, sagt er zu pro.

Sicher: VW hat bei der Angabe der Abgaswerte seiner Dieselfahrzeuge gelogen – sich also moralisch fehlverhalten – und

schaft behindere. „Unser Land ist auf den Pfad der Tugend eingeschwenkt, und das hat nicht nur erfreuliche Folgen“, schreibt er.

Ogger listet in dem Buch eine Fülle von Beispielen für seine These auf, unter anderem Horst-Werner Nillich, der 2008 als „Knöllchen-Horst“ bekannt wurde. Der Frührenter ahndete mit einiger Leidenschaft Falschparker und führte eine Verkehrssünder-Kartei. Der Höhepunkt seines Eifers: Er zeigte einen Rettungshubschrauber wegen Falschparkens an. Dieser war auf dem Gehweg an einer Bundesstraße gelandet, um einen Herzinfarkt-Patienten zu transportieren.

Verfehlungen überführen zu können, war zu verlockend, als dass ihr Medien und Justiz widerstehen konnten.“

Am Ende stellte sich heraus, dass Wulff nur in einem von 17 Anklagepunkten ein Vorwurf gemacht werden konnte – die streitbare Summe betrug 700 Euro. „Selten zuvor wurde eine im Namen moralischer Motive geführte Pressekampagne so eindeutig der Heuchelei überführt wie im Fall des gestürzten Bundespräsidenten. Und dies wirft die Frage auf, wie echt die moralische Empörung über soziale Ungerechtigkeit überhaupt ist.“ In Wahrheit gehe es oft um den eigenen Vorteil: „Der Politiker will den Gegner treffen, der Reporter Karriere machen.“

Auch die Empörung selbst zeige zweideutige Züge. „Entrüstung über moralische Verfehlungen anderer stimuliert das Selbstwertgefühl. Sie ist wohlfeil, sie kostet nichts, und ist doch gesellschaftlich geschätzt.“ Ja, Entrüstung habe auch

größtenteils wie eine Abreibe. Die Zahl der Beispiele zugunsten einer eingehenderen Argumentation und eines eleganteren Formats zu beschränken, hätte seine These besser vermittelt. Doch abgesehen von diesen Schwächen hat Ogger ein Werk verfasst, dem auch aus christlicher

Foto: Michael Schwerberger



Günter Ogger: „Die Diktatur der Moral. Wie ‚das Gute‘ unsere Gesellschaft blockiert“, DTV, 400 Seiten, 21,90 Euro, ISBN 9783423280532



Günter Ogger warnt vor einer Weltsicht, der Moral über alles geht

Der Moralprediger

Wenn Werte zum Prinzip werden, blockiert das die Gesellschaft. Das sagt der Wirtschaftsjournalist Günter Ogger in seinem Buch „Die Diktatur der Moral“. Seine These fordert Christen heraus, Appelle an die Moral zu hinterfragen. | VON DANIEL FRICK

ihr Gutes, könne Verbesserung bewirken. „Doch Entrüstung kann auch vernichten, und sie kann künstlich erzeugt werden.“

Gegen diese Macht der Moral lasse sich wenig ausrichten, lautet Oggers Fazit. „Gegen die Moral ist kein Einspruch möglich, da helfen keine Argumente.“ Dem Autoren geht es darum, um jenen ganzheitlichen Blick zu ringen, der nicht die Moral über alles stellt, sondern auch anderen Sichtweisen Gewicht verleiht. Doch letztlich müsse sich jeder auf diese neue Denkweise des Moralismus einstellen, etwa im Wettbewerb um die besten Köpfe. „Das wirkungsvollste Instrument im Kampf um begabte Mitarbeiter wird ein moralisch einwandfreier Ruf sein.“

Ein christlicher Kerngedanke

Oggers Buch ist alles andere als ein filigran geschriebenes Werk. Es liest sich

Perspektive viel abzugewinnen ist – auch wenn sich Ogger im Gespräch mit pro als theologisch unbedarft beschreibt. Moralismus entdeckt er freilich auch im kirchlichen Bereich und hat da mit dem Verweis auf die Diskrepanz moralischer Ansprüche und Wirklichkeit leichtes Spiel – etwa mit Blick auf die rigorose Sexualethik der katholischen Kirche vor dem Hintergrund des Missbrauchsskandals.

Das Thema Moralismus lässt sich theologisch jedoch noch weiter denken. Ist der von Ogger beschriebene Moralismus in der Gesellschaft nicht ein Versuch von Selbsterlösung? Das klassische biblische Beispiel zum Thema findet sich im Markusevangelium, Kapitel 2: Trotz des Sabbatgebots heilt Jesus einen Kranken und zieht damit den Unmut der Religionswächter auf sich, die die Einhaltung der Gebote über alles stellen – in der Hoffnung, Gott wende sich ihnen dann zu.

Aus christlicher Sicht ist es also wertvoll, dort zu protestieren, wo Moralismus erkennbar ist. Das bedeutet auch, bei Moralappellen genauer hinzusehen. Mit Blick auf VW sagte etwa Martin Stäbler, Generalsekretär des Verbandes „Christen in der Wirtschaft“, gegenüber der Christlichen Nachrichtenagentur idea: „Wir brauchen eine Neubewertung in der deutschen Wirtschaft und eine neue Ehrlichkeit im Wirtschaftsleben.“

So gut und richtig dies auch ist: Greift man den Impuls von Ogger auf, stellt sich die Frage, ob eine solche Äußerung nicht die Empörung ebenso bedient wie die schlichte Sichtweise von VW als Moralversager auf der einen Seite und der US-Umweltbehörde als moralischer Instanz auf der anderen. Geht es der EPA wirklich nur um Umweltschutz? Kommentatoren verweisen auf den Umstand, dass die EPA ihre Erkenntnisse pünktlich zur Internationalen Automobilausstellung publik machte. Ging es darum, einem Konkurrenten der heimischen Autoindustrie einen Schlag zu versetzen?

Christen können einen Unterschied in der öffentlichen Debatte machen, indem sie darauf hinweisen, dass einzelne Werte nicht verabsolutiert werden dürfen. Wenn Oggers Diagnose stimmt, dass das 21. Jahrhundert von einem Moraldiktat geprägt sein wird, haben Christen ein wichtiges Aufgabenfeld vor sich. ■



Tillmann Prüfer: „Der heilige Bruno. Die unglaubliche Geschichte meines Urgroßvaters am Kilimandscharo“, rororo, 320 Seiten, 9,99 Euro, ISBN-10: 3499630575



Afrikareise weckt Glauben

Da sein Urgroßvater Missionar war, zieht es Zeit-Redakteur Tillmann Prüfer nach Afrika. Die Reise erweitert nicht nur seinen Horizont, sondern verändert auch seine skeptische Haltung gegenüber dem christlichen Glauben. Inspiriert ist der Wandel durch die afrikanischen Gottesdienste. | VON ELISABETH HAUSEN

Was geschieht, wenn sich ein Agnostiker in Afrika auf Spurensuche begibt, weil sein Urgroßvater dort als Missionar wirkte? Der Chef im Ressort Stil des Zeit-Magazins, Tillmann Prüfer, hat es ausprobiert. Wie sich seine Einstellung zu Kirche und Glaube während der Reise durch Tansania verändert hat, beschreibt er mit viel Humor und auf eine mitunter schnodderige Art in seinem Buch „Der heilige Bruno“. Der Titel bezieht sich auf den Namen seines Urgroßvaters, Bruno Gutmann. Dieser genießt bis heute beim Volk der Dschagga am Kilimandscharo eine besondere Wertschätzung. Denn der Missionar hat den Dschagga nicht nur das Evangelium gebracht, sondern gleichzeitig dafür gesorgt, dass ihre Traditionen nicht in Vergessenheit geraten. So ließ er sich überlieferte Geschichten erzählen. Das Rechtssystem des afrikanischen Volkes etwa legte er auf 732 Seiten dar. „Es soll der Beweis sein, dass die Eingeborenen keineswegs unterentwickelt sind, sondern, im Gegenteil, ein ausgefeiltes Sozialwesen haben, welches dem des Abendlandes in wenig nachsteht“, kommentiert Prüfer das Projekt. Es hat Gutmann die Ehrendoktorwürde der Universität Erlangen eingebracht. Der Missionar hatte sich aber auch in besonderer Weise um Stammestraktionen bemüht.

Der Autor schildert die Reise, die er mit Eltern, Schwester und Nichte unternahm – seine Ehefrau konnte nicht mitkommen, weil sie gerade erst ein Baby bekommen hatten. Parallel legt er den Werdegang des Urgroßvaters dar. Als Quellen dienen ihm Briefe aus Afrika an die Angehörigen in Deutschland, aber auch Dokumente der Leipziger Mission. In ihrem Auftrag reiste Gutmann 1904 ins damalige Deutsch-Ostafrika aus, seine spätere Ehefrau folgte ihm. Ihre vier Kinder kamen in Afrika zur Welt, wuchsen aber in Pfarrhäusern in Deutschland auf. Der Urenkel zeigt zwar sein Befremden über so manches Verhalten seines Vorfahren, bringt dem überzeugten Christen aber ein grund-



Keine moralische Pflicht: Tillmann Prüfer (r.) mit Angehörigen und einheimischen Christen vor einer Kirche in Tansania. Dort war er auf den Spuren seiner missionarischen Vorfahren (rechtes Bild) unterwegs.

sätzliches Wohlwollen entgegen. Vor allem ist er beeindruckt über die Verehrung, die so viele Jahre später die Dschagga dem einstigen Missionar entgegenbringen. Unwohl fühlt er sich allerdings, wenn er selbst als gepriesener Nachkomme auf einer Bühne steht und zahlreichen Afrikanern ein paar salbungsvolle Worte sagen soll. Denn er kennt kaum ein Lied oder einen Bibelvers. Seine Unsicherheit zeigt sich auch in der Sprache. So verwendet er etwa das Wort „Gospel“ im Buch nicht nur für ein Lied, sondern auch für das Evangelium.

Anders als in Deutschland sprechen die Gottesdienste in Afrika den skeptischen Journalisten an. Deshalb sucht er nach seiner Rückkehr eine Kirche in Berlin auf – zu seiner eigenen Verwunderung: „Ich habe mich ja wohl ein Leben lang von Gott losgesagt, bin teils als glühender Atheist und dann zumindest als gleichgültiger Agnostiker durch das Leben gegangen, ich habe wohl jedes logische Argument gegen die Existenz Gottes ins Feld geführt, das es gibt. Und jetzt gehe ich mit einem Wohlgefühl in die Kirche. Ich muss völlig retardiert sein, denke ich. Ich bin doch wohl links. Linke haben nichts mit Gott zu tun. Hoffentlich sieht mich niemand.“

Gottesdienst als guter Wochenstart

Im Gespräch mit pro legt er dar, welche Unterschiede er zwischen der Kirche in Tansania und in Deutschland beobachtet hat: „Christentum bedeutet dort wirklich Gemeinschaft. Wenn jemand nicht da ist, dann fällt das auf. Der Gottesdienst in der westlichen Welt wird von den meisten Menschen wirklich als Dienst angesehen. Dort geht man aus einer moralischen Pflicht heraus in die Kirche. Aber niemand würde davon reden, dass er etwas mitnimmt, dass er Freude und Trost erfährt. Das ist bei uns fast völlig abhanden gekommen.“ Er selbst geht seit der Reise viel öfter in die Kirche. Hat er hier schon einen Gottesdienst erlebt, der ihn richtig berührte? „Ja, mein Traugottesdienst und die vier Taufgottesdienste, die ich mit meinen Kindern gehabt habe, die haben mich sehr berührt“, beantwortet er

die Frage und ergänzt: „Ich gehe sehr gerne in den Gottesdienst mittlerweile.“ Die Begegnung mit anderen Besuchern, das gemeinsame Singen und Kaffeetrinken sowie die Einkehr empfindet er als guten Einstieg in die Woche.

Wenn Prüfer seinem Urgroßvater persönlich begegnen könnte, würde er ihn fragen, ob er Angst gehabt hat. „Davon schreibt er nie, aber das war ja absolutes Neuland, was diese Menschen betreten haben.“ Die Missionare seien dort „gestorben wie die Fliegen“ – an Malaria oder durch bewaffnete Angriffe, führt er im Interview aus. Als wichtigstes geistiges Vermächtnis nimmt der Journalist Gutmanns Grabspruch wahr: „Zwischen uns ist Gott.“ Damit habe der Missionar Gott nicht „über uns verortet als Institution, an die wir uns wenden können und die etwas für uns tut oder nicht tut“. Sondern wir könnten Gott mit Zwischenmenschlichkeit begreifen und nicht als abstraktes Konzept. Die Frage, ob er an Gott glaube, kann der Autor trotz aller inspirierender Erfahrungen nur schwer beantworten. „Aber ich kann entscheiden, ob ich das Richtige tue oder das Falsche.“ Gleichwohl schreibt er im Vorwort seines lesenswerten Buches, er wäre auf Facebook mit Gott befreundet. Auf Nachfrage sagt der Autor: „Für mich ist Gott etwas sehr Konkretes. Er steht für all das Gute, das Menschen bewirken können.“ In Bruno Gutmann spiegele sich das Göttliche, da er heute als Mensch mit „schlechter Sozialprognose“ gelten würde: „In einer Arbeiterfamilie als Waise aufgewachsen mit einem Vater, von dem nicht ganz klar ist, ob er nicht vielleicht auch Alkoholiker war, musste er mit elf in der Fabrik arbeiten.“ Doch er habe das Theologiestudium bewältigt, die fremden Sprachen erlernt und den Mut gehabt, in ein völlig unbekanntes Land zu gehen – „und dort sehr viel Gutes zu tun, von dem man heute noch erzählt. Das ist Hoffnung. So stelle ich mir Göttliches vor. Daran liegt es, dass er heute noch für diese Menschen eine Bedeutung hat.“

Das Buch zeigt in seiner spannenden Darstellung ein weiteres Anliegen des Journalisten: Dank persönlicher Kontakte lernte seine Familie Afrika von einer völlig anderen Seite kennen als der Großteil der Touristen. Am Ende nahmen sie an einer Safari teil – und fühlten sich als Außenseiter. Die Touristen „wollen raus aus ihrer Beengung und Kälte in die Wärme und die Weite des schönen Afrika. Und sobald sie dort angekommen sind, beginnen sie Afrika vorzuwerfen, dass es nicht so ist wie sie“, schreibt er. Im Gespräch mit pro konkretisiert Prüfer seine Beobachtungen: „Was mich bei meiner Reise so frappiert hat, ist, dass Menschen dorthin fahren, im Grunde nichts vom Land verstehen, aber das Gefühl haben, sie würden ganz viel sehen. Sie unterhalten sich am Schluss, als wären sie Afrika-Experten, aber sie waren nur in Safariparks.“ Wer Tansania kennenlernen möchte, dem rät er, sich an Nichtregierungsorganisationen, die Kirche oder die Mission zu wenden. Dort seien direkte Kontakte zu Einheimischen möglich. Außerdem könnten Reisende auch einfach einen Gottesdienst besuchen, um Afrika näher kennenzulernen. ■

Das Buch zur Reformation

Wenn die Welt im Oktober 2017 die Reformation Martin Luthers feiert, wird es in den Buchläden eine neue Lutherbibel zu kaufen geben. Mehr als 70 Wissenschaftler haben über fünf Jahre lang die bisherige Bibelfassung untersucht und an vielen Stellen auf den neuesten Stand der Forschung und der deutschen Sprache gebracht. | VON JÖRN SCHUMACHER

Der Hirsch lechzt nicht mehr“ überschrieb das Magazin *Chrismon* einen Artikel über die neu überarbeitete Bibelübersetzung Martin Luthers. In der Tat gehört die Stelle aus Psalm 42 zu den Tausenden, die sich mit der neuen Lutherbibel ändern. In der Übersetzung von 1545 hieß es noch: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir.“ In der revidierten Ausgabe von 1984 steht: „Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser ...“ Und in der neuen Bibel von 2017 wird es wieder heißen: „Wie der Hirsch schreit ...“

tuellen Fassung der „Luther 1984“ wird es verschiedene Ausgaben geben, etwa für Kirchengemeinden, für den Altar, für Schulen oder als App fürs Smartphone. Während die Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) für den Inhalt der „Luther 2017“ verantwortlich ist, übernimmt die Deutsche Bibelgesellschaft die typischen Aufgaben des Verlages. Dazu gehört auch die optische Gestaltung der neuen Bibel. So soll eine neue Schrift einerseits den klassischen Charakter der Lutherbibel bewahren, aber trotzdem auch einen modernen Eindruck vermitteln. Die Anhänge mitsamt dem Kartenmaterial bleiben größtenteils gleich, doch auch sie wurden einer gründlichen Revision unterzogen. Im September sind die Überarbeitungen zum Abschluss gekommen und der Text wurde bei einem festlichen Empfang auf der Wartburg dem Rat der EKD übergeben.

Die Sprache der Lutherbibel gehört bei bekannten Textpassagen zum kollektiven Gedächtnis der Deutschen, etwa die Weihnachtsgeschichte oder der Psalm 23. Zahlreiche Redewendungen entstammen der Lutherbibel, daher wollte man diese auf jeden Fall so belassen, wie sie sind. „Viele Eingriffe wird man kaum bemerken“, sagt der Leiter des Lenkungsausschusses, der Thüringer Theologe Christoph Kähler. Bei vielen der 36.000 Änderungen seien sich alle einig gewesen, „es gab aber auch nicht wenige Stellen, bei denen wir erst abstimmen mussten“, sagt Kähler.

Eine Revision der Bibelübersetzung sei von Zeit zu Zeit notwendig, erklärt Rösel, der Prorektor an der Evangelischen Hochschule Tabor in Marburg war und



Fotos: Deutsche Bibelgesellschaft

Ab und zu ist die Revision einer Bibel notwendig, sagt der Generalsekretär der Deutschen Bibelgesellschaft, Christoph Rösel

Psalm 23 bleibt unangetastet

Bereits im Jahr 2006 hatte die Deutsche Bibelgesellschaft bei der EKD angefragt, ob das Reformationsjubiläum 2017 nicht ein guter Anlass für eine Revision der Lutherbibel wäre. Die EKD beschloss die Revision 2009, worauf sich rund 70 Experten an die komplette Durchsicht machten, eingeteilt in mehrere Arbeitsgruppen für die jeweiligen Bücher der Bibel.

Die Wissenschaftler schauten sich nicht nur den hebräischen und den griechischen Originaltext von Altem und Neuem Testament an, sondern auch die Übersetzung Luthers von 1545, die revidierten Ausgaben von 1912 und 1984 sowie andere Bibelübersetzungen wie etwa die Zürcher oder die Einheitsübersetzung. Klar war stets, dass das typische Profil der Lutherbibel erhalten bleiben sollte, erklärt Christoph Rösel, seit 2014 Generalsekretär der Deutschen Bibelgesellschaft, gegenüber pro.

Die neue Bibelausgabe trägt den vollständigen Titel: „Die Bibel nach Martin Luthers Übersetzung, revidierter Text 2017“. Offiziell eingeführt wird sie am 30. Oktober 2017 in einem Fernsehgottesdienst mit Margot Käßmann. Doch schon vorher, ab Herbst 2016, wird die Bibel in den Läden zu kaufen sein. Auf der Buchmesse im Oktober 2016 beginnt die Werbemaschinerie zu laufen. Wie bei der ak-



als Privatdozent für Altes Testament an der Philipps-Universität Marburg tätig ist. „Die Sprache wandelt sich, und es gibt immer wieder neue theologische Einsichten.“ So haben etwa die Schriftrollen-Funde von Qumran die wissenschaftliche Sicht auf den hebräischen Text verändert.

„Lea war nicht hässlich“

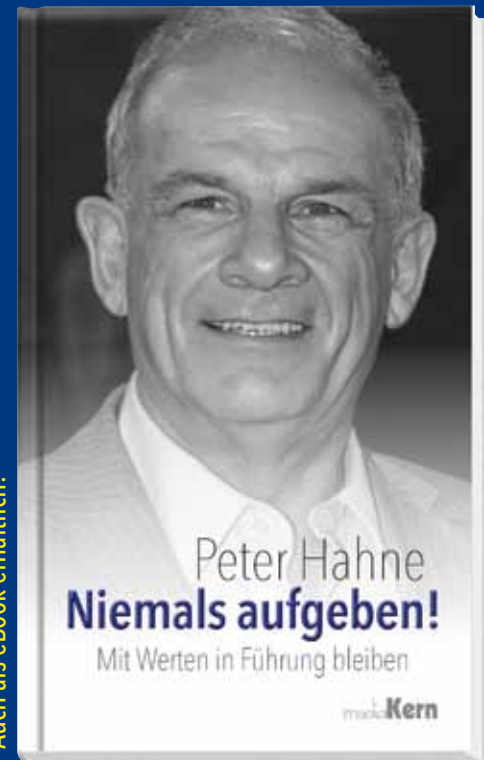
Er nennt als Beispiel für ein hebräisches Wort, dessen Bedeutung man heute viel besser versteht, eines aus Amos 7: In dem Text wurde Gott bisher als jemand dargestellt, der auf einer Mauer steht und diese mit einem Bleilot vermisst. Doch das Wort, das Luther mit „Bleilot“ übersetzt hat, bedeutet eigentlich „Zinn“; das zeigen eindeutig Texte in akkadischer Sprache, die man inzwischen gefunden hat. Nun vermisst Gott in dem Text die Mauer nicht mehr mit einem Bleilot, sondern er legt Zinn in die Stadt hinein. Zinn war damals das entscheidende Metall zur Herstellung von Waffen.

Ein weiteres Beispiel für eine revidierte Version bietet 1. Mose 29,17. Hier werden die Töchter Labans beschrieben, Lea und Rahel. Luther formulierte 1545: „Lea hatte ein blödes Gesicht, Rahel war hübsch“. In der Übersetzung von 1984 steht: „Leas Augen waren ohne Glanz.“ Doch in der neuen revidierten Fassung wird es heißen: „Leas Augen waren sanft.“ Rösel erklärt: „Mit dem Wort sollte keineswegs gesagt werden, dass Lea hässlicher war als Rahel.“

Auch im Schöpfungsbericht ändert sich etwas. Bisher hieß es dort über Adam und Eva: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen“ (1. Mose 2,18). Die Übersetzung „Gehilfin“ klingt wie Dienerin, und das ist falsch, fanden die Experten heraus. Das hebräische Wort für „Hilfe“ an dieser Stelle wird im Alten Testament oft auch für Gott verwendet, etwa in Psalm 121: „Ich sehe auf zu den Bergen, von wo her kommt mir Hilfe?“ In der „Luther 2017“ lautet das dann so: „Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht.“ Und wenn der Jakobusbrief bisher mit der Floskel „Liebe Brüder“ begann, so werden in Zukunft auch die Damen mit angesprochen: „Meine Brüder und Schwestern“. ■

Anzeige

Der neue Hahne



Auch als eBook erhältlich!

Nr. 5.121.005 · 160 Seiten € 9,95

Seit Anfang Juni

**SPIEGEL
Bestseller**

Auch jetzt angesichts der Flüchtlingsströme: Top-aktuell, **Klartext** über Gott und die Welt, eine **Streitschrift** gegen Resignation und für eine Gesellschaft mit **christlichen Wurzeln**.

Ehrenamtliche als Vorbilder.

So aktuell ist die Bibel: konsequent und kompromisslos, **Kraftquelle** für den praktischen Alltag.

Das heimliche Thema:

Gehört das Christentum noch zu Deutschland?

Kapitel um Kapitel mit heißem **Herzen** geschrieben.

media**Kern**
im Kawohl Verlag

46485 Wesel · Tel 0281 96299-0
www.kawohl.de

Mit Gott am Ball

Die deutsche Fußball-Nationalspielerin Melanie Behringer nimmt ihre Kraft aus Gottes Wort und dem Gebet. Die Katholikin ist in einer christlichen Familie aufgewachsen. Heute sei ihr Glaube viel intensiver als früher, sagt sie im pro-Interview. In ihr Reisegepäck gehört immer eine Bibel, in der sie täglich liest. | **DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT**

pro: Medien bezeichnen Sie als „Mama“ der Bayern Münchener Frauenfußballmannschaft. Wie sehen Sie sich selbst im Team?

Melanie Behringer: Ich bin eine Führungsspielerin, ich bin mit 29 Jahren die Zweitälteste in unserem Team. Da ist es ganz normal, dass ich auch einmal Mama genannt werde. Damit habe ich gar kein Problem. Ich fühle mich superwohl in der Mannschaft. Es macht riesigen Spaß mit den jungen Spielerinnen, weil ich sehe, dass sie etwas erreichen wollen. Ich habe schon einige Jahre Erfahrung und möchte den Jungen natürlich weiterhelfen. Ich denke, das klappt ganz gut.

Sie tragen eine Kette mit Kreuzanhänger am Hals. Warum?

Seit ich klein bin, trage ich immer eine Kette mit Kreuz. Bei der Kommunion habe ich schon eine geschenkt bekommen. Das fühlt sich gut an. Es ist auch ein Zeichen dafür, dass ich gläubig bin.

Gläubige Fußballer haben gern Bibelverse auf den Schuhen und trugen Shirts mit Jesus-Sprüchen, als man sein Trikot noch hochziehen durfte. Würden Sie so etwas auch tragen?

Ich habe noch nichts auf den Schuhen. Ich finde es sehr gut, dass Fußballer und andere Sportler ein Zeichen setzen, wofür sie stehen, wenn es die Möglichkeit dazu gibt.

Was würde auf Ihren Schuhen stehen?

Zum Beispiel „Jesus ist mein Hirte“ oder „Jesus ist meine Kraft“. Sie stammen aus einem christlichen Elternhaus. Welche Rolle spielte der Glaube in der Familie?

Wir Kinder wurden christlich erzogen. Das Gebet jeden Tag war uns wichtig. Wir haben immer als ganze Familie zusammen gebetet. Am Wochenende sind wir in die Kirche gegangen. Das habe ich beibehalten. Jetzt ist mein Glaubensleben aber inniger als zuvor, weil ich mich wirklich für Jesus entschieden habe. Ich brauche das einfach. Ohne das fühle ich eine Leere in mir.

Sie haben in einem Interview gesagt: „Im Glauben geht es nicht nur um die Kirche, sondern um die persönliche Beziehung zu Gott.“ Was bedeutet das für Sie?

Ich ziehe meine Kraft aus dem Glauben an Jesus. Ich weiß, er ist jeden Tag für mich da, in jeder Situation. Wenn es mal schlecht läuft, weiß ich trotzdem, er ist da, steht mir bei und hilft mir durch die Situation hindurch. Und wenn es gut läuft, weiß ich auch, dass er an meiner Seite ist, mir hilft, mir das praktisch schenkt. Meine Karriere als Fußballerin ist für mich ein Geschenk von Gott. Es war auch stets mein Traum, irgendwann

mal in der Bundesliga und in der Nationalmannschaft zu spielen. Und es ging alles in Erfüllung.

Wie gehen Sie mit Niederlagen oder Rückschlägen um?

Es ist klar, dass man im Leben nicht immer auf der Siegerspur sein kann. Niederlagen gehören dazu. Aber ich werde daran nicht zerbrechen, weil ich weiß, dass ich mit Gottes Hilfe wieder nach oben komme. Deshalb sage ich bei einer Niederlage oder einem Schicksalsschlag nicht, jetzt ist alles zu Ende. Nein, dann habe ich den Halt von Gott und weiß, dass das irgendwie einen Sinn hat und weitergeht.

Reden Sie mit Ihren Teamkolleginnen über Ihren Glauben?

Vereinzelt ja. Wenn ein Problem ansteht oder etwas Schönes passiert ist, finde ich es interessant, mit einer anderen gläubigen Mitspielerin darüber zu reden, wie sie das aus der Sicht des Glaubens sieht.

In Ihr Reisegepäck, etwa für die WM, gehört immer eine Bibel. Warum darf die nicht fehlen?

Weil ich jeden Tag darin lese. Das ist das Wort Gottes. Es gibt uns Kraft, weil darin die Wahrheit steht. Es macht das Leben einfacher, wenn wir so leben, wie Gott das gerne möchte. Das hört sich leicht an, aber das ist es definitiv nicht. Deshalb ist meine Meinung, dass wir jeden Tag darin lesen sollten. Das, was darin steht, kann uns aufbauen. Dadurch weiß ich, dass ich immer beschützt werde und dass Gott immer für einen da ist, dass ich nirgends Angst zu haben brauche. Er hat einen Plan für mich, einen guten Plan, und ich darf ihm vertrauen.

Welches Buch in der Bibel lesen Sie am liebsten?

Ich lese fast jeden Tag die Psalmen 23 und 91 – der gute Hirte und Gottes Schutzbund. Der erste Satz, „Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen“, ist ein perfekter Satz: Es wird mir in allem gut gehen. Ich muss im Leben nur versuchen, es anzunehmen. Das ist das Schwierige, weil wir uns einmal hier, einmal da Sorgen machen. Dabei müssen wir uns eigentlich gar nicht sorgen, sondern können alles auf Gott werfen.

Können Sie ein Beispiel aus dem Alltag geben?

Im Training müssen wir manchmal wirklich harte Läufe machen und so schnell laufen, wie es geht. Davor denke ich immer, ich schaffe das nicht, das ist viel zu anstrengend. Dann weiß ich aber, dass ich das auf jeden Fall hinbekomme, weil ich Unterstützung von oben habe. Wenn der Lauf vorbei ist und ich es geschafft habe, denke ich: „Ich habe es wieder gesehen: einfach vertrauen.“ – „Einfach“ in Anführungszeichen.

Beten Sie auch für den Sieg in einem Spiel?

Ich habe das früher gemacht. Aber in der gegnerischen Mannschaft kann ein Spieler genau dasselbe beten. Und jetzt, was macht Gott? Deshalb denke ich an Gott als den Gerechten. Ich bete jetzt, dass ich ein gutes Spiel machen will, meine beste Leistung zeigen will. Natürlich wäre es schön, wenn wir gewinnen, aber wenn wir mal verlieren sollten, was die vergangene Saison zum Glück nicht passiert ist, dann ist es für mich kein Zusammenbruch. Dann denke ich, ich habe mein Bestes versucht und es sollte nicht sein. Das nächste Spiel kommt wieder.

Welche Werte vertreten Sie auf dem Fußballplatz?

Ich sollte auf jeden Fall Respekt haben vor den eigenen Mitspielerinnen, aber auch vor den gegnerischen Spielerinnen und besonders vor den Schiedsrichterinnen, was nicht immer einfach ist, denn manchmal kommen die Emotionen hoch. Auf dem Platz möchte ich Teamplayer sein, dass ich nicht nur mich in den Mittelpunkt stelle, sondern die ganze Mannschaft. Das ist für mich das Wichtigste.

Sie sind die Jüngste in Ihrer Familie. Durch Ihre Brüder sind Sie zum Fußball gekommen. Was wären Sie geworden, wenn Sie nur Schwestern gehabt hätten?

Ich habe keine Ahnung. Mein Vater hat schon Fußball gespielt, meine Mutter hobbymäßig auch, allerdings gab es damals noch keinen Verein für Frauen. Meine vier Brüder waren dann alle in einem Verein. Meine Mutter hat mir erzählt, dass ich noch gar nicht richtig laufen konnte, aber schon den Ball geschossen habe. Von daher war es schon absehbar, dass ich auch Fußball

spiele. Direkt neben unserem Haus ist ein Bolzplatz, da war ich schon als kleiner Stöpsel immer mit dabei und wollte kicken.

Was unterscheidet Ihre Spielart von der Ihrer Brüder?

Männer spielen einfach anders Fußball als Frauen, athletischer. Ihr Tempo können wir gar nicht mitgehen. Von daher ist das Niveau einfach höher. Männer sind normalerweise körperlich viel stabiler und kräftiger. Deswegen haben Frauen meist das Nachsehen, wenn sie gegen Männer spielen. Frauen sind oft technisch und taktisch besser, aber wenn es um Schnelligkeit geht, um Kopfballstärke oder Robustheit, klar, dann ziehen wir den Kürzeren. Das ist so, das ist genetisch bedingt. Ich denke aber, dass bei uns nicht ganz so unfair gespielt wird, krasse Fouls gibt es bei uns nicht so häufig.

Nervt Sie der Vergleich zwischen Frauen- und Männerfußball?

Ich finde die Fragestellung oft unlogisch, weil man andere Sportarten wie etwa Tennis auch nicht vergleicht. Ich glaube, die Damen hätten auch keine Chance gegen die Top-Spieler von den Herren. Deshalb erübrigt sich die Frage eigentlich.

Welche Verbindung hat die Bayern-Frauenmannschaft zu den Männern?

So richtig getroffen haben wir uns eigentlich erst Ende Mai auf dem Marienplatz, um die doppelte Meisterschaft zu feiern. Wir trainieren woanders als die Männer, deshalb sehen wir uns nicht regelmäßig.

Sie werden im November 30 Jahre. Wenn Sie auf Ihr jugendliches Leben zurückblicken, worüber freuen Sie sich besonders?

Ich freue mich, dass ich immer noch auf einem hohen Niveau Bundesliga spiele und dass ich bei der Nationalmannschaft über fast elf Jahre dabei war. Ich konnte mein Niveau halten und jetzt auch nochmal steigern. Darauf bin ich sehr stolz. Ich weiß aber, dass ich die Kraft von oben bekomme. Ohne das wäre es definitiv für mich nicht möglich. Deshalb bin ich diesbezüglich sehr demütig, und weiß, woher ich das alles erhalte.

Welche beruflichen Träume wollen Sie sich noch erfüllen?

Beruflich würde ich mit der Nationalmannschaft nächstes Jahr sehr gerne Olympiagold gewinnen. Das wäre natürlich ein Traum, aber ein schwieriger. Mit Bayern: Natürlich wollen Leistungssportler immer gewinnen, von daher möchte ich am liebsten alle drei Titel – Meisterschaft, DFB-Pokal und Champions League – gewinnen. Das sind Träume, mal schauen, ob sie sich erfüllen.

Wenn Sie irgendwann Ihre aktive Fußballkarriere beenden, was kommt danach?

Das weiß ich jetzt noch nicht. Ich habe eine Ausbildung als Bürokauffrau und im Fernstudium einen Sportfachwirt gemacht, habe auch schon einen Trainerschein. Aus jetziger Perspektive würde ich gerne etwas im Sportbereich machen. Ziel ist für mich auch, eine Familie zu gründen, aber das werden wir alles sehen. Es kommt, wie es kommt.

Herzlichen Dank für das Gespräch. ■

Melanie Behringer ist die Jüngste von fünf Geschwistern. Mit Ihren vier älteren Brüdern inklusive ihrem Zwillingbruder hat sie als Kind Fußball gespielt. Diese Saison sind die Frauen des FC Bayern in drei Wettbewerben vertreten: Pokal, Bundesliga und Champions League





Ein Fuchs als Besucher: Jeden Abend kam Meister Reineke vorbei, als Michael Diener abgeschieden in Alpennähe lebte.

Dem Puls des Lebens auf der Spur

Zehn Wochen lang keine Anrufe, keine dienstlichen Termine, keine E-Mails. Michael Diener hat das erlebt: Der Allianzvorsitzende brauchte eine Auszeit. Er suchte Abgeschiedenheit, auch Stille vor Gott. Und es dauerte eine Weile, bis er dort mit sich selbst klarkam. | VON CHRISTOPH IRION

Die Menschen begegnen ihm auf Tagungen oder in der Kirche. Sie erleben den Präses des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes und Vorsitzenden der Deutschen Evangelischen Allianz als geistreichen, eloquenten Prediger. Oder als frei sprechenden Redner bei Kongressen. Im Anzug gekleidet, mit Schlips und offenem Sakko sieht man den Zwei-Meter-Mann bei Empfängen, engagiert im Gespräch.

Es ist Spätsommer. Derselbe und ein ganz anderer Michael Diener sitzt im weißen, legeren Freizeithemd an einem Gartentisch. Auch hier und jetzt spricht er fast druckreif. Aber er ist in sich gekehrt. Er denkt lange nach, bevor er redet. Michael Diener nippt an seinem Latte Macchiato, stellt das schlanke Kaffee Glas wieder vor sich auf den Tisch. Und dann sagt er Sätze wie diese: „Der Puls meines Lebens schlägt nicht primär durch die Arbeit. Sondern durch die Zuwendung Gottes. Und die gilt auch dann, wenn ich nicht arbeiten kann oder nicht arbeiten muss.“ Das klingt erstaunlich für einen Mann, für den es immer normal war, fünfzig bis sechzig Stunden in der Woche in seinem Hamsterrad zu rotieren. Er habe in den vergangenen Wochen viel gelernt, sagt der 53-Jährige.

Ein Zusammenbruch. Es war an einem typischen, ewig langen Sitzungstag im Dezember 2013. Schnell hatte sich Michael Diener wieder berappelt. Aber sofort waren Fragen da: Was läuft hier schief? Zu viele Überstunden? Zu wenig Schlaf? Zu viele Reisen? Er wusste es längst. Ein Freund hatte das Offenkundige angesprochen, unbequeme Fragen gestellt. „Auf dem Ohr war ich zuerst taub. Aber jetzt war die Zeit, zu reagieren“, sagt Michael Diener. Ein Gesundheits-Check bringt gute Ergebnisse. Gott sei Dank. Und dann wird von langer Hand alles vorbereitet. Michael Diener plant ein Sabbatical, in seinem Fall eine zehnwöchige totale Auszeit von allen beruflichen Aufgaben und Verpflichtungen. Dienste, Termine, Projekte bei den Gnadauern und für die Allianz stimmt Michael Diener frühzeitig ab. Bei seinem Vorhaben lässt er sich professionell begleiten. Am 16. April 2015 postet Michael Diener an seine Facebook-Freunde, er werde sich eine

Sabbatical

Das Sabbatical ist ein aus den USA stammendes Arbeitszeitmodell. Es ermöglicht Arbeitnehmern, für drei bis zwölf Monate aus dem Job auszuweichen. Gründe sind Weiterbildung oder Reisen, Hausbau oder Einkehr. Die tarifliche Behandlung variiert zwischen Gehaltsverzicht bis Lohnfortzahlung. Einen gesetzlichen Anspruch gibt es nicht. Die Ursprünge sind biblisch: Im 2. Buch Mose 23,10 meint das Sabbatjahr ein Ruhejahr für den Acker. Wie im göttlichen Sabbatgebot geht es um Regenerationsphasen für Schöpfung und Geschöpf.

Foto: Mike Watson Images, Thinkstock

Weile von seiner Arbeit distanzieren, nicht von seinem Leben: „Bitte keine dienstlichen Anfragen in dieser Zeit ... Bleibt fröhlich und bis demnächst!“

Frei vom Alltag

Der letzte Arbeitstag. Michael Diener hat starke und gemischte Gefühle. Die ganze Situation hat sich tief eingegraben in sein Gedächtnis. Sekundenlang schließt er die Augen, wenn er sich erinnert. Dann stützt er das Kinn auf die linke Hand und sagt: „Vor allem war da ein tiefes Gefühl der Erleichterung, es bis zu diesem Termin geschafft zu haben, den ich seit über einem Jahr konstruktiv geplant hatte. Und da war große Dankbarkeit.“ Eine Vorstandssitzung in Kassel mit letzten Absprachen. Die Stimmung ist positiv, alle sind wohlwollend: „Das hat mir gut getan“, sagt Michael Diener. Zugleich aber spürt er ein verstecktes schlechtes Gewissen: „Es hat mich bedrückt, dass ich Gnadau, meinen Arbeitgeber und die Mitarbeiter, jetzt im Stich lasse.“

Wie befreiend erlebt man eine solche Freiheit? Michael Diener muss sich die Freiräume erst erobern. Gleich zu Beginn macht sich die ernüchternde Erkenntnis breit: „Du wolltest vieles hinter dir lassen. Aber du nimmst dich ja selbst mit.“ Diese intensive Erfahrung beschreibt Diener als „die tiefste Krise dieser Zeit“: Sachzwänge von außen streift er ab. „Aber mein eigenes Leistungsdenken war nach wie vor da. Ich spürte die nervliche Anspannung, merkte, wie ich mir selbst Stress mache.“ In diesen Tagen beherrscht ihn der Gedanke: „Diese Zeit muss ein Erfolg werden! Du musst hinterher sagen können: Alles war hervorragend, ich bin ein neuer Mensch!“ Michael Diener verhehlt nicht, dass dieser innere Druck auch die Beziehung zu seiner Frau Eveline belastet: „Ich bin in dieser Phase ihr gegenüber sehr ungerecht gewesen. Das tut mir fürchterlich leid. Ich musste wirklich lernen, mein eigenes Leistungsdenken loszulassen.“ Und dann lächelt er und sagt: „Es ist wunderbar, wie meine Frau damit umgegangen ist: Sie hat hartnäckig darauf beharrt, dass wir vernünftig über diese Probleme reden. Das hat uns beiden sehr gutgetan.“

Das Refugium, das Michael Diener für sich findet, ist ein Traum. Eine Hütte, weit entfernt von allem, was seinen Alltag bestimmt. Vogelgezwitscher statt Facebook und Twitter. Lauer Sommerwind in den Bäumen statt Straßenlärm. Bücherlesen und Fernsicht mit See- und Alpenpanorama statt TV-Unterhaltung. Entzugerscheinungen wegen der ausbleibenden E-Mails hat er nicht. Stattdessen wird er im Garten handwerklich aktiv oder lernt Italienisch. Vor allem spürt er, dass er allmählich loslassen kann. Die Ruhe ist eine Wohltat. Wieder wartet er einen Augenblick, bis er weitererzählt. Dann sagt er: „Es klingt vielleicht kitschig, aber es stimmt: Von Tag zu Tag ist mir mehr aufgefallen, welche Sträucher zu welcher Zeit Blüten tragen, welche Vögel wann singen.“ In der Abgeschiedenheit spürt Diener dem Rhythmus des Lebens nach. Er selbst mittendrin. Etliche Tage ist er ganz allein. Dann geschieht das Unglaubliche: Mit einem Buch in der Hand sitzt Michael Diener neben der Hütte. Ein Tier auf der Wiese. „Eine Katze“, denkt er zuerst. Aber das Tier ist größer: „Es war ein Fuchs“, sagt Michael Diener. In vier, fünf Metern Entfernung hat er Platz genommen. „Wir schauten uns an. Und der Fuchs blieb sitzen. Irgendwann ging er. Aber er kam wieder: Jeden Abend kam er zu Besuch. Ich glaube, wir beide haben das sehr genossen.“

Zu Beginn hatte Diener die Erwartung gehabt, so ein Sabbatical sei nützlich, um die Batterien wieder aufzuladen. Doch zum Ende dieser Zeit war ihm klar: „Das technische Bild einer Batterie stimmt einfach nicht. Organische Bilder passen besser zu meinem Leben: Diese Zeit war hilfreich, damit meine Wurzeln tiefer wachsen und meine Äste wieder besser durchblutet werden.“ Der Prozess des Lebens und Heilens sei kein technischer Ablauf.



Foto: pro/Norbert Schäfer

Faszinierende Erfahrungen: Der Allianzvorsitzende Michael Diener erlebte zehn Wochen ganz ohne Arbeit

Zeit zum Leben

Und er trifft Entscheidungen. Ganz konkret. Beim Lesen der Bibel, im Gebet, durch die Lektüre von Büchern christlicher Autoren wird ihm klar, was eigentlich klar ist: „Für mich gilt ganz neu, dass das dritte Gebot wirklich lebenswichtig ist: Du sollst den Feiertag heiligen. Gott will, dass der Mensch regelmäßig zur Ruhe kommt. Und er will uns nah sein. Es gab bei mir Strecken, da habe ich 25, 26 oder 30 Tage am Stück gearbeitet – das alles christlich motiviert: Damit ist jetzt Schluss.“

Die Erfahrungen, die Michael Diener sammeln konnte, sind nicht spektakulär. Sie sind wertvoll. Wenn er darüber spricht, klingt er nicht euphorisch oder überheblich. Im Gegenteil. Zum Schluss des Gesprächs sagt er nachdenklich: „Ich nehme an, dass ich bei manchem, was ich erkannt habe, wieder scheitern werde. Das ist aber nicht schlimm.“ Wesentlich sei für ihn die Einsicht, dass er von Gott auch in der Niederlage gehalten werde: „Es gibt eine geistliche Erkenntnis, die ich nicht mehr verlieren werde: Die Arbeit ist ein wichtiger Teil des Lebens. Aber der Satz ‚Ich arbeite, also bin ich‘, der stimmt nicht. Denn das Leben ist von Gott. Und er ist mir nah, ob ich leistungsfähig bin oder nicht. Meine Leistungsbezogenheit wird relativiert durch Gottes Gnade.“

Am Sonntag, 28. Juni, meldet sich Michael Diener zurück bei seinen Facebook-Freunden: „Ich möchte nur sagen, dass ich sehr, sehr dankbar für diese zurückliegenden Wochen bin“, schreibt er. „Gestärkt und bestärkt“ werde er nun seine Arbeit wieder aufnehmen. ■

Das Mädchen und der Tod

Sie würde nicht immer Mitte 30 sein, dachte Johanna Klöpper, und das Leben würde nicht ewig währen. Also beschloss sie, dem Tod ins Auge zu sehen und ihn näher kennenzulernen – indem sie anfang, in einem Hospiz mitzuarbeiten. Darüber, was sie vom und über den Tod gelernt hat, hat sie ein Buch geschrieben. | VON JONATHAN STEINERT

Johanna Klöpper trägt Schwarz. Allerdings hat diese Farbe in Kombination mit einer Lederjacke und den ebenso lackierten Fingernägeln wohl eher modische als traurige Gründe. Dabei hat Johanna Klöpper fast jeden Tag mit dem Tod zu tun, denn sie arbeitet in einem Hospiz, einem Gästehaus, in das Menschen einziehen, um dort zu sterben. Dort hat sie angefangen, um sich ihrer Angst vor dem Tod zu stellen. Die Erfahrungen ihrer ersten sechs Monate im Hospiz hat sie in ihrem Buch „Leben ist das neue Sterben“ festgehalten – humorvoll, nachdenklich, tief sinnig und vor allem ehrlich. Es ist eher ein Gedankentagebuch, in dem die Autorin ihren Weg zu sich selbst und Gott festhält.

Im Buch lernt man viele Menschen kennen, wie etwa den Atheisten Harry, der seine Beerdigungsgäste mit der Wahl des Liedes „Amazing grace“ überrascht; das Fräulein Lilienthal, das sich für den letzten Besuch ihrer damaligen Schulfreundin schick macht; Alex, der wie die Autorin auch mit Mitte dreißig im Hospiz ist – aber nicht um zu arbeiten; oder Madame Champagner, die sich zum Frühstück Schaumwein servieren lässt und entschieden hat, dass das Leben trotz Tumor im Kopf wunderschön ist.

Der Zeit mehr Leben geben

Die Begegnungen mit diesen Menschen, von denen die Autorin über den Tod und das Sterben lernt, diese ganz subjektive Annäherung an das Thema machen das Buch sehr lesenswert. Die Autorin setzt ihren Lesern nichts vor. Stattdessen lässt sie erst einmal alle Gefühle, Gedanken und Fragen zu. Trost, so schreibt sie zum Beispiel, ist ein wichtiges Angebot, was Christen machen können. Aber nicht jeder Trauernde will sich trösten lassen. „Wo bleiben die, die am Ende des Trostgottesdienstes keine neue Hoffnung schöpfen konnten?“, fragt die Autorin – und schlägt vor, auch Wutgottesdienste zu veranstalten. Wer mag, kann mitkommen.

Eine wichtige Erkenntnis für sie ist, dass Sterben gelingen kann. Palliativmedizin und die menschliche Begleitung können eine große Hilfe sein. Dieses Wissen hat ihr viel Angst vor dem Sterben genommen. Ebenso geholfen hat es ihr, mitzuerleben, mit welcher Würde die Gäste im Hospiz Abschied vom Leben nehmen dürfen.

Die Arbeit dort hilft Klöpper, ihre Prioritäten im Leben zu sortieren. Für die Menschen in dem Haus spielt Zeit eine ganz andere Rolle als in Klöpfers sonst vom Terminkalender bestimmtem Alltag. „Da prallen immer zwei Welten aufeinander.“ Zeit für andere Menschen, ihren Mann und die zwei Töchter, ihre



Johanna Klöpper hat sich mit Tod und Sterben beschäftigt – und dabei fürs Leben gelernt

„Leben ist das neue Sterben. Der Tod, die Liebe, der Herr Jesus und ich“, 192 Seiten, 14,95 Euro, SCM Hänssler, ISBN 9783775156677

Freunde sind ihr deshalb sehr wichtig – das Leben feiern. „Ich möchte mich daran gewöhnen, dass ich nicht alles und jeden für immer festhalten kann. Das wirkt sich positiv auf meine Beziehungen aus. Es hilft mir, noch besser im Jetzt zu sein und aus der Atemlosigkeit etwas herauszukommen“, sagt sie.

Auch Gott hat sie im Hospiz neu kennengelernt, mehr von der Liebe verstanden, mit der Jesus den Menschen begegnete, von der Gesundheit, die Gott dadurch in die Welt bringen will. „Gott ist ein Gott der Wertschätzung“, stellt sie fest. Und: „Gnade ist paradox“ – dass Gott alle Menschen liebt, egal wer sie sind und was sie getan haben.

Den Hammer hat sich Klöpper für das Ende des Buches aufgehoben. Denn dort erzählt sie sehr bewegend ihre eigene unmittelbare Begegnung mit dem Tod, eine Fehlgeburt und ihren langen, körperlich und seelisch quälenden Weg durch die Trauer. „Das wollte ich eigentlich nicht, ich hatte keine Worte dafür. Aber je weiter ich ins Thema vorgedrungen bin, habe ich gemerkt, dass ich es nur über die eigene Betroffenheit für mich selbst vernünftig klären kann.“ Deshalb kommt am Schluss der Anfang der Geschichte. „Bei einem guten ‚Tatort‘ ist das auch immer so“, sagt sie und lacht. ■



Leserreaktionen zu pro 4/2015



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Wahre Konservative sollten sich freuen“

Ich bin überrascht, wie widersprüchlich Jens Spahn (CDU) argumentiert: Die Viel-ehe und die Geschwisterehe lehne er ab, weil beide strafbewehrt seien und es einen breiten gesellschaftlichen Konsens dagegen gebe. Nur „wenige Versprengte“ forderten dies. Doch haargenau so war die Situation vor wenigen Jahrzehnten auch bei der Homosexualität gewesen!

Wenden wir doch mal Spahns Argumente für die „Homo-Ehe“ für die anderen „Ehen“ an: Sollten sich wahre Konservative nicht darüber freuen, wenn mehrere (bzw. verwandte) Menschen die Ehe für sich wollen, um verbindlich füreinander Verantwortung zu übernehmen? Echte Sachargumente gegen die Öffnung dieser Ehen nennt Spahn nicht. Das Bild der Ehe hat sich immer schon gewandelt und am Ende ist es eine Frage der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit. Warum soll das westeuropäische Eheverständnis besser sein als z.B. das islamische? Wenn Spahn seinen eigenen Argumenten logisch folgen würde, dann müsste er die Ehe für wirklich alle befürworten. Dass er das nicht macht, beweist seine Inkonsistenz. Überzeugend ist das nicht!

Micha Heimsoth, Gießen

Zu „Viel Lärm um Ehe für alle“

Ich finde den Ausspruch „Wir können nicht darauf warten, bis der letzte Hansel seine Vorurteile über Bord geworfen hat“ von Volker Beck (Grüne) eine Frechheit. Was Herr Beck da von sich gibt, ist ungeheuerlich und gemein gegenüber Menschen, die eine andere Meinung haben und sich auf die Bibel, das Wort Gottes, berufen.

Karl Rath, Mössingen-Belsen

Zu „Schöpfung bewahren – ideologiefrei“

Die Argumentation von Wolfram Weimer klingt wenig überzeugend. Gerade vor dem Hintergrund christlicher Werte erscheint es sogar besonders wichtig, ein Thema wie den Klimawandel aus einer ideologischen Perspektive zu betrachten. Schließlich liegt im grünen Wirtschaftswachstum, bei dem man vor allem auf die nachhaltige Verwendung von Ressourcen setzt, die entscheidende Alternative gegenüber einem Turbokapitalismus, der danach lebt, als ob man Geld essen könne zur Bewahrung der Schöpfung. Zumal die bereits heute erkennbaren Folgen, wie beispielsweise ein höherer Meeresspiegel durch Abschmelzen der Polkappen sowie eine zunehmende Wasserknappheit durch immer mehr Dürre, insbesondere in vielen ärmeren Ländern mit ohnehin schon etlichen Konflikten, kein geringes Risiko für weitere Fluchtbewegungen und neue Kriege beinhalten. Deshalb sollte sich der Autor, ebenso wie im Übrigen die im Bundestag vertretenen C-Parteien, die so gut wie nie die offizielle Definition des bisherigen Wachstumsbegriffs kritisch hinterfragen, Worte wie etwa die des neuen Papstes mehr zu Herzen nehmen, der hier eine wesentlich differenziertere Sicht der Dinge und weisere Stellung einnimmt!

Rasmus Ph. Helt, Hamburg

Windräder ruinieren keine Landschaften. Man kann sie wie Gebäude betrachten, bei deren Bau man natürlich ähnliche Gesetze wie bei anderen Gebäuden beachten muss. Landschaften werden zum Beispiel von Braunkohle ruiniert. Dazu müssen Sie nur einen Ausflug in die Köln-Bonner-Bucht vornehmen und sich Garzweiler ansehen. Auch bei Abbaustätten von Uran finde ich den Begriff Landschaftsruin passend. Dazu kommen noch die sogenannten Ewigkeitskosten, die für Braunkohle, Steinkohle wie auch für Uranabbaustätten anfallen. An diesen Landschaftsruin hat man sich irgendwie gewöhnt, er hat ja auch einen entscheidenden Vorteil: Er findet woanders statt. Man sieht ihn nicht. Vielleicht haben Sie auch ein Beispiel für eine ganze Landschaft, die von Windrädern ruiniert wurde. Laut diesem Artikel gibt es da ja schon einige. Ich bin gespannt. Übrigens fallen beim Windrad keine Ewigkeitskosten an. Man muss höchstens das Fundament und den Stahl entsorgen.

Peter Schütt, per E-Mail

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Johannes Weil.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 75

Anzeige



Christliches Medienmagazin



1



PRO KOMPAKT

proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche per E-Mail auf Ihren Bildschirm.

proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 91 51 51

„Glaube und Wissenschaft sind keine Widersprüche“

Jan Wörner ist Chef der Europäischen Weltraumorganisation ESA. Mit pro sprach er über die Faszination des Alls, Reisen zum Mars – und über seinen Glauben an Gott. | **DIE FRAGEN STELLTEN NORBERT SCHÄFER UND NICOLAI FRANZ**

Unheimliches Pfeifen erfüllt das Foyer im Europäischen Raumflugkontrollzentrum (ESOC) in Darmstadt. Der Ton schwingt sich in dissonanten Intervallen nach oben, als wollten Außerirdische Kontakt zu Erdlingen aufnehmen, er fällt wieder ab, wird abrupt unterbrochen: „Hallo?“, nimmt Jan Wörner den Anruf entgegen. Er benutzt den Science-Fiction-Klingelton seines Smartphones, wie es sich für den Generaldirektor der Europäischen Weltraumorganisation ESA gehört. Für das Interview geht es in den Kontrollraum Erdbeobachtung. Wörners einzige Sorge: „Hab' ich da W-Lan?“

pro: Herr Professor Wörner, wovon träumen Sie, wenn Sie in einer lauen Sommernacht unterm Sternenhimmel sitzen?

Jan Wörner: Ich träume nicht konkret von großartigen Raumfahrtmissionen. Wenn ich in den Alpen bin und durch den klaren Himmel die Milchstraße sehe, dann ist da diese unendliche Weite. Das ist schon beeindruckend. Dass wir da Licht sehen, das seit 13 Milliarden Jahren unterwegs ist – verrückt.

Der biblische König David dichtete: „Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ Finden Sie sich da wieder?

Ich versuche, diese beiden Welten nicht zu vermischen. Sie berühren sich, aber ich will sie nicht vermengen. Diese fantastische Welt beeindruckt mich einfach, ohne dass ich gleich auf die Sinnfrage allgemein umschalte. Aber es ist richtig: Im Vergleich zu diesem Riesenweltall sind wir winzig. Da stellt sich sofort die Frage, ob wir allein sind oder nicht. Gerade haben wir einen erdähnlichen Planeten entdeckt, der nur lockere 1.500 Lichtjahre von der Erde entfernt ist. Wenn wir mit einer Intelligenz in der Entfernung kommunizieren wollen, schicken wir jetzt ein Signal los – und bestenfalls in 3.000 Jahren kriegen wir die Antwort.

Was beeindruckt Sie besonders am Weltall?

Nehmen Sie alleine unser Sonnensystem: Sonne, Merkur, Venus, die Erde, Mars und so weiter. Ich bin Bauingenieur. Wenn ich die Aufgabe gehabt hätte, das Sonnensystem zu basteln, hätte ich erst eine Sonne gebaut, dann ein Modell für die Planeten. Den Rest hätte ich nach diesem Modell gemacht. Wär' doch viel effizienter! Aber: Merkur ist ganz anders als die Venus, Venus ganz anders als die Erde, Erde ganz anders als der Mars – alle sind extrem unterschiedlich. Die Vielfalt in unserer Welt finde ich fantastisch. Toll. Berührend.

War diese Faszination schon immer bei Ihnen da?

Als ich drei Jahre alt war, hat mein Vater mich auf den Arm genommen, nach oben gezeigt und gesagt: Da oben fliegt jetzt Sputnik. Ich hab' ihn sicherlich nicht gesehen, aber er sagte das so eindringlich, dass ich das Gefühl hatte, ich würde Sputnik sehen. Das hat sich dann fortgesetzt. Technik und Naturwissenschaft sind schon immer mein Leben.

Als Sie ESA-Generaldirektor wurden, schrieb die Deutsche Presse-Agentur (dpa) über Sie: „Seine Eltern wollten, dass er Arzt oder Pfarrer wird.“

Das stimmte so nicht. Richtig ist, dass ich selbst überlegt hatte, Pfarrer oder Arzt zu werden. Mein Vater starb, als ich 13 war. Meine Mutter hat mir überhaupt keine beruflichen Vorgaben gemacht. In der engeren Auswahl waren Pfarrer, Arzt, genauer: Chirurg, oder Bauingenieur. Ich habe mich dann für den Beruf des Bauingenieurs entschieden. Aber die anderen Bereiche haben mich nie losgelassen. Gerade die medizinischen Untersuchungen an Bord der Internationalen Raumstation ISS interessieren mich nach wie vor sehr. Der Glaube ist etwas, das mein Wertegerüst ausmacht. Dazu gehören auch Menschenrechte, die bei mir eine große Rolle spielen.

Sind Sie in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen?

Ja. Auch heute habe ich noch ein intensives Verhältnis zur Kirche. Ich war im Kirchenvorstand und hatte hier in Darmstadt mehrmals die Gelegenheit, in der Stadtkirche Predigten zu halten. Die Kirche und die Wissenschaft hatten in den vergangenen Jahrhunderten ja immer wieder ihre Probleme miteinander, etwa bei Galileo Galilei. Als Wissenschaftler, für den ich dann immer gehalten werde, sollte ich zum Beispiel die Frage beleuchten, ob man als Wissenschaftler überhaupt glauben kann.

Kann man als Naturwissenschaftler denn glauben?

Ganz selbstverständlich. Die Kirche hat aus meiner Sicht häufig genug den Fehler gemacht, Glaube und Wissenschaft miteinander zu vermischen. Sie hat aus einem naiven, ja kindlichen Glauben heraus versucht, Naturgesetze zu erklären. Das ist ein vollkommen falscher Ansatz. Glaube ist für mich eine menschliche, eine persönliche Grundeinstellung, mit der man persönlich das Verhältnis zwischen sich selbst, dieser Welt und auch Gott bestimmt. Wissenschaft hingegen ist der Versuch, das, was wir sehen, zu beurteilen, mit Geräten zu messen und in seiner Abfolge zu beschreiben. Wenn ich etwas hochhalte und loslasse, werden Sie erwarten, dass es auf den Boden fällt. Newton hat dafür eine Formel aufgeschrieben, die uns im täglichen Leben angemessen erscheint. Das macht Wissenschaft immer: Sie beschreibt durch möglichst widerspruchsfreie Modelle, was passiert. Doch es gibt Bereiche, in denen Sie dafür schon mehrere Modelle gleichzeitig brauchen. Zum Beispiel in der Quantenphysik. Da wird es richtig spannend. Wissenschaft ist die Auseinandersetzung mit der Natur, Glaube ist eine persönliche Einstellung. Deshalb sind diese beiden Größen keine Wider-



ESA-Chef Jan Wörner ist fasziniert von Technik und Wissenschaft. Hier sitzt er im „Routinekontrollraum Erdbeobachtung“. Im Hintergrund überwachen ESA-Mitarbeiter die Zahlen auf den Bildschirmen. Wörner findet: Glaube und Wissenschaft dürfen nicht vermengt werden.

Foto: pro/Nicolai Franz



Briefing im Hauptkontrollraum: Gerade übt das Team für den Start des neuen Sentinel-3-Satelliten

Foto: pro/Nicola Franz

sprüche. Sie berühren sich manchmal. Wir müssen sie aber unterscheiden, auch wenn das eine das andere befruchtet.

Wo sind denn diese Berührungspunkte? Christen sagen zum Beispiel, dass Gott hinter der Entstehung des Universums steckt. Ist das denkbar für einen Naturwissenschaftler?

Stephen Hawking hat mal vom „großen Entwurf“ gesprochen. Aber er betonte immer wieder, an den Gottesbegriff wolle er lieber nicht heran. Wir Menschen beschreiben im Moment relativ widerspruchsfrei, dass es den Urknall gab. Seit dem Urknall hat sich die Welt entwickelt. Die Frage, was davor war, verbitten sich Wissenschaftler, schließlich habe da die Zeit erst angefangen. Das ist dennoch eine spannende Frage. Ich finde, alles nur als die Abfolge von Zufällen zu sehen, was heute um uns herum geschieht, etwas mutig – ohne dass ich jetzt gleich einen alten, grauhaarigen Mann sehen muss, der diese Gottesfigur einnimmt. Das wäre auch wieder zu einfach. Da berühren sich die beiden Welten. Sie berühren sich aber auch im täglichen Leben, wenn es um Werte geht. Ich finde es spannend, immer wieder neu mit mir auszufechten, was will ich, was darf ich, und was darf ich nicht?

Das Universum hat einen Durchmesser von 10^{26} Metern ...

... das hat sich gerade wieder geändert, als Sie das gesagt haben. Es wächst.

Und was liegt dahinter?

Ein Physiker würde sagen: Die Frage ist unzulässig. Das Universum expandiert. Es gibt kein Dahinter. Es gibt auch kein „vor dem Urknall“. Das ist das Problem, dass wir das mit dem normalen Verständnis nicht erfassen können. Ich stelle die Frage natürlich genauso wie Sie. Aber ich kann sie nicht beantworten. So wie viele andere Fragen. Macht aber nichts. Ist spannend.

Ist Gott für Sie eine Realität, zu der man beten kann, so wie man einen Satelliten anfunkelt?

Anders. Mein Glaube ist eine persönliche Einstellung, die ich auch mit einem Gottesbild direkt verbinden kann. Aber da muss man aufpassen – die Bibel gibt ja auch den Hinweis: Du sollst dir kein Bildnis machen. Sich eine Person vorzustellen, wäre da schon der falsche Schritt. Wenn man betet, ist das hilfreich, aber an der Stelle wird der Glaube richtig anspruchsvoll. Glaube hat das Verständnis, dass es etwas jenseits des Menschen gibt. Der Mensch ist nicht das Ende des Seins.

Jan Wörner heißt mit Vornamen eigentlich Johann-Dietrich. Jan ist sein Rufname. Der Bauingenieur war unter anderem Präsident der Technischen Universität Darmstadt und Vorstandsvorsitzender des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt (DLR), bevor er Chef der ESA wurde. Wir schließen hinter uns die Tür zum Kontrollraum Erdbeobachtung, in dem wir uns getroffen haben. Wörner testet, ob er die Tür mit seiner Karte öffnen kann: Zugang verweigert. Diesen Raum darf nicht einmal der Chef alleine betreten, scherzt er. „Sicherheit wird bei uns großgeschrieben.“

Was ist der Sinn von Raumfahrt?

Navigation, globale Kommunikation, Klimauntersuchungen, die tägliche Wettervorhersage – das alles würde ohne Raumfahrt nicht funktionieren. Für mich persönlich reicht aber auch alleine die Neugier. Sie wohnt dem Menschen inne, wenn auch nicht allen. Wenn Kinder neugierig sind, sind die Eltern stolz. Wenn Erwachsene neugierig sind, heißt es dann abschätzig: „Ach, diese Forscher.“ Aber der Forschungswille ist es, der unsere Gesellschaft nach vorne bringt. Als wir die Venus untersuchten, haben Forscher festgestellt, dass es dort einen Treibhauseffekt gibt. Erst daraufhin hat man den Klimawandel auf der Erde festgestellt. Mit der Untersuchung des Kometen Tschurjumow-Gerasimenko wollen wir heraus-

finden, woher das Wasser auf die Erde kam. Die Erde war mal so heiß, dass es kein Wasser gab. Wissenschaftler vermuteten, dass es genau von dieser Art Komet kam. Jetzt wissen wir, dass zumindest Tschurjumow-Gerassimenko eine andere Wasser-Zusammensetzung hat als die Erde. Der dritte Effekt sind die Übertragungen auf irdische Aspekte. Der Akkuschrauber wurde entwickelt, weil man in den Mond bohren wollte – und ein Kabel bis zum Mond eine blöde Idee gewesen wäre. Vielleicht hätte man so etwas auch ohne die Raumfahrt erfunden. Aber die meisten Erfindungen brauchen einen Kick, einen ganz konkreten Bedarf.

Während wir viel Geld für Raumfahrt ausgeben, ertrinken im Mittelmeer Flüchtlinge. Spüren Sie da eine Verantwortung?

Ja, das ist für mich auch ein Thema. Ich bin ein Mensch mit Werten und Glauben. Gleichzeitig muss ich auch als ESA-Chef schauen, was wir tun können. Natürlich ist es wichtig, humanitäre Hilfe zu leisten und Flüchtlinge aufzunehmen. Das ist aber keine langfristige Lösung. Wir müssen den Menschen dort helfen, wo sie sind. Da kann die Raumfahrt tatsächlich Hilfe leisten. Zum Beispiel kann sie durch besondere Methoden der Erdbeobachtung dazu beitragen, dass gerade in trockenen Landstrichen Landwirtschaft effizienter betrieben werden kann. Auch in

„Der Mensch ist nicht das Ende des Seins.“

kriegerischen Auseinandersetzungen können wir durch Informationen helfen, Situationen abzumildern. Es gibt viele Missionen, mit denen die Raumfahrt gerade auch das Thema Migration aktiv angehen kann, zum Wohl der Menschen!

Als Generaldirektor pflegt Jan Wörner auch viele Kontakte in die Politik. Manche Projekte müssen lange Jahre im Voraus geplant – und finanziert – werden. „Das Tor zum Weltraum“ nennt Jan Wörner das ESOC, das Satellitenkontrollzentrum der ESA in Darmstadt. Kommunikation ist dem Generaldirektor wichtig. Er ist nicht nur Wissenschaftler und Manager, sondern auch Vermittler. Ab 2000 führte er den Mediationsprozess zum Flughafen ausbau in Frankfurt. 2011 plante er das Dialogforum zu „Stuttgart 21“. Wörner ist es sehr wichtig, die Menschen einzubinden.

Die amerikanische Weltraumorganisation NASA hat 17.000 Mitarbeiter und ein Budget von 17 Milliarden Dollar. Die ESA verfügt über 4,4 Milliarden Euro und hat 2.200 festangestellte Beschäftigte. Wünschen Sie sich mehr Geld?

Wir könnten sicherlich mehr gebrauchen, müssen uns aber nicht verstecken. Wir sind mit unseren Projekten weltweit anerkannt. Zum Beispiel mit unserer Raumsonde Rosetta, die den Kometen Tschurjumow-Gerassimenko erforscht. Das hat Europa erstmalig in der Welt geschafft. Die ESA-Erdbeobachtung spielt in der ersten Liga wie auch Telekommunikation, Trägerraketenentwicklung, Weltraumwissenschaften ... Die Aktivitäten der ESA umfassen sehr erfolgreich viele Gebiete. Neben dem ESA-Pflichtbudget können sich Länder noch zusätzlich an sogenannten optionalen Programmen beteiligen, wenn sie sich dafür interessieren. In der ESA wird wirklich Europa mit aus-



gezeichneter Stimmung realisiert. Gerade jetzt ist das wichtig, da viele Staaten leider Abstand nehmen von der europäischen Idee. Die „United States of Europe“ sind weiter entfernt als je zuvor. Aber „United Space in Europe“ – das kann ESA. Mehr Geld würde uns aber auch zu mehr Projekten ermutigen. Die ESA ist gerade in diesen Tagen ein schönes Beispiel für friedliche, zukunftsorientierte und erfolgreiche Zusammenarbeit in Europa.

Auf der politischen Ebene ist das Klima zwischen Europa und den Russen gerade frostig. Ist das in der Raumfahrt auch so?

Wir spielen schon seit vielen Jahren eine wichtige Mittlerrolle zwischen den Welten. Ich bin froh, dass die Raumfahrt trotz der Schwierigkeiten, etwa des Krim- und Ukraine Konflikts, weiterhin funktioniert und wir Projekte mit den Russen und den Amerikanern haben. Bei einem Start zur ISS sitzen in einer engen Sojus-Kapsel europäische Astronauten deutscher oder italienischer Nationalität zusammen mit einem Russen und einem Amerikaner und fliegen gemeinsam von Kasachstan aus. Es ist wichtig, solche politischen Krisen zu überwinden – und wissenschaftlich-technologische Projekte zu haben, die man gemeinsam weiterführen kann.

Mittlerweile gibt es immer mehr private Investoren in der Raumfahrt. Zum Beispiel die Initiative Mars One, die Menschen ohne Rückfahrticket auf den Mars schicken will ...

... und mit der ich nichts zu tun haben will.

Warum?

Ich lehne Mars One ab – falls das überhaupt gemacht wird. Ich finde es aus ethischen Gründen nicht akzeptabel, Menschen auf den Mars zu schicken und dann mit anzuschauen, wie sie dort sterben. Bei einer schweren Krankheit wird es keine Hilfe geben. Wir wissen beim Mars genau, wo wir hinfliegen. In eine Welt, in der das Leben außerhalb von irgendwelchen Einrichtungen nicht möglich ist – nicht ins gelobte Land.

Andererseits haben sich 20.000 Leute trotz dieses Risikos dafür beworben.

In einem Interview sagte eine Bewerberin, sie sei Mutter. Wenn sie fliege, sei ihr Sohn schon über 20 und werde sie dann nicht mehr so brauchen. Mit meinen Werten ist das nicht vereinbar.

Welche Fiktion halten Sie für realistischer: Star Trek – Menschen reisen beseelt von Wissensdurst und Wertevermittlung durch den Weltraum – oder Star Wars – Gerangel um Macht und Märkte im All?

Ich hoffe, dass wir dieses Gerangel verhindern können. Das Weltall ist aber groß genug für alle, da müssen wir uns nicht um den ein oder anderen Asteroiden streiten. Ich hoffe, dass der Mensch irgendwann erkennt, dass er diese Erde schützen muss. Und dass er sie mit Raumfahrtmethoden kontrollieren und bewahren kann, solange wie möglich. Wenn uns das gelingt, dann wird der Tag kommen, da der Mensch die Erde verlässt – weil die Sonne zu heiß wird. Das ist aber eine langfristige Perspektive. Nämlich Milliarden von Jahren.

Vielen Dank für das Gespräch! ■



Über die Terrasse ins Paradies

Zitronen, Feigen, Granatäpfel und Maulbeeren – Ulla Hönsch erntet solche exotischen Früchte in ihrem Düsseldorfer Garten nicht nur. Sie erzählt damit Geschichten von Wanderpredigern und den ersten Kleidungsstücken der Menschheit. Ein Besuch im Bibelgarten. | von
TINA SCHMIDT

Durch das Blätterdach des Feigenbaumes schimmert blauer Himmel, hier und da blitzen einige Sonnenstrahlen durch, wenn der Wind die Äste bewegt. Dicke grüne Feigen hängen daran. „Die Feige ist der erste in der Bibel erwähnte Baum“, sagt Ulla Hönsch. Zumindest der erste Baum, der bis heute bekannt ist. Denn der „Baum der Erkenntnis“ steht ein paar Zeilen vorher in der Bibel. Von dem hatten Adam und Eva verbotenerweise gegessen – und dann erkannt, dass sie nackt waren. „Vor Scham bedeckten sie ihre Blöße mit einem Schurz aus Feigenblättern“, erklärt Ulla Hönsch.

Wo früher nur eine Obstwiese war, hat die Arzthelferin im Ruhestand einen Garten mit Pflanzen aus der Bibel angelegt. Ein kleines Paradies auf gerade mal 350 Quadratmetern hinter ihrem Reihenhäuschen in Düsseldorf. Sie muss nur durch die Terrassentür treten und ist mitten drin. 64 von rund 120 Bibelpflanzen hat sie hier schon zusammengetragen. Ihre Leidenschaft für die Flora des Alten und Neuen Testaments begann, als sie mit ihrem Mann Ausstellungen über biblische Pflanzen in den Botanischen Gärten in Düsseldorf und Erlangen besichtigte. Sie stellte fest, dass sie damals selbst schon zwölf davon zu Hause hatten. Von ihren gemeinsamen Reisen kannte sie diese mediterranen Pflanzen und hatte manche von dort mitgebracht. „Ich fragte meinen Mann: ‚Sollen wir nicht einfach weitermachen?‘ Und er war einverstanden“, erzählt Ulla Hönsch.

Der Granatapfel hat in diesem Jahr zum ersten Mal bei ihr geblüht. „Man ist sich ja nicht einig, welche Frucht Eva dem Adam gereicht hat. Ein Apfel war es nicht, das weiß man, weil es den zu der Zeit in Mesopotamien nicht gab. Dieser Granatapfel könnte es gewesen sein.“ Im Alten Testament kommt die Frucht mehrmals vor. Zum Beispiel beschreibt Salomo im Hohenlied die Schönheit einer Frau mit dem Bild des Granatapfels. Die

Frucht soll 613 Kerne haben, so viele, wie das Alte Testament Gesetze enthält. Ulla Hönsch hebt eine vertrocknete Frucht des Baumes auf und scherzt: „Hier könnten wir ja mal nachzählen.“

Vor zwei Jahren hat die Katholikin zum ersten Mal Besucher durch ihren Garten geführt. „Ich war sehr traurig und allein in der Zeit. In einer Sonntagspredigt ging es um die Talente, die Gott uns gegeben hat, und was wir daraus machen. Da habe ich mich gefragt: Was hast du für Talente? Musik – und deinen Garten. Der ist zwar schön angelegt, aber eigentlich nur für mich.“ Freunde und Familie ermutigen die Seniorin, doch beim „Tag der offenen Gartenpforte“ mitzumachen, einem Tag der offenen Tür, an dem Privatleute ihre Gärten für Besucher öffnen. 300 Besucher sind beim ersten Mal da. Auch unabhängig von diesem Tag bietet sie Führungen an. So war schon einmal eine Leserguppe der Tageszeitung Rheinische Post da.

Für ihre Bibelgartengäste serviert Ulla Hönsch selbstgebackenen Bibelkuchen mit Datteln, dazu duftenden, heißen Tee von frischen Minzstengeln. Rossmintze ist in Israel weit verbreitet. Jesus erwähnt sie in einer Strafpredigt an die Pharisäer und Schriftgelehrten, als er sie rügt, zwar den zehnten Teil selbst ihrer Küchenkräuter zu spenden, aber sich nicht um Gottes Forderung nach Barmherzigkeit zu scheren. Biblische Geschichten mit allen Sinnen erlebbar zu machen, das ist der Wunsch der Pflanzenliebhaberin. Menschen mitnehmen und begeistern, das macht sie einfach gerne. Besonders an Kinder möchte sie weitergeben, was sie selbst in einer katholischen Schule mit auf den Weg bekam. Und bei der Sinnesreise durch ihren Garten erzählen sich die Geschichten der Bibel wie von selbst.

Am Johannisbrotbaum zeigt Ulla Hönsch eine Schote dieser Pflanze: „Hiermit wurden die Schweine gefüttert. Eigentlich war das damals minderwertig. Johannes der Täufer hat sich in der Wüste davon ernährt.“ Die Samenkerne im Inneren haben ein Gewicht von 0,2 Gramm. Das war in der Antike das Maß, um Edelsteine zu wiegen, und der Bezugswert für die Gewichtseinheit Karat. Der Begriff leitet sich vom lateinischen Namen des Baumes ab – „Ceratonia siliqua“. Heute werden die zermahlenden Kerne zum Beispiel zur Verdickung von Joghurt verwendet. „Also kann man Linien ziehen über 2.000 Jahre von damals zu heute“, sagt Ulla Hönsch.

Geburtstagsgeschenk aus dem Morgenland

Manche Pflanzen ihres Gartens werden nicht direkt in der Bibel erwähnt. Sie gelten aber deshalb als Bibelpflanzen, weil sie als Symbol für biblische Inhalte und Geschichten stehen, wie beispielsweise die Passionsblume, die bei Ulla Hönsch die Hauswand hinaufklettert. Diese soll an das Leiden Christi erinnern. „Die Blüten halten leider nur einen Tag. Sie sind wunderschön. In ihnen sieht man die ganze Kreuzigungsgeschichte.“ Ulla Hönsch erklärt: Die zehn Blütenblätter stehen für die zehn Jünger Jesu – Petrus, der Leugner, und Judas, der Verräter, sind nicht dabei. Der Kranz von blauen Fäden erscheint als Dor-



nenkrone. Der Fruchtknoten in der Mitte ist der Pfahl der Geißelung. Die Griffel des Stempels symbolisieren die Kreuznägel und die fünf Staubgefäße die Wundmale Jesu. Die Ranken stellen die Geißeln dar, mit denen die Soldaten Jesus auspeitschten, und das fünfklappige Blatt der Ranken steht für die Lanze, mit der Jesus gestochen wurde.

„Was hast du für Talente? Musik – und deinen Garten.“

Auch Weihnachten lässt sich im Bibelgarten nachempfinden, in einer Gartenlaube, die unter der Decke ganz mit Wein bewachsen ist. Dort hängen orientalische Laternen aus der Geburtsgrötte in Bethlehem von der Decke; glühender, duftender Weihrauch und eine Myrrhe-Pflanze erinnern an die Geschenke der Weisen für das Jesuskind. Über die Myrrhe freut sich Ulla Hönsch besonders. Dieser langsam wachsende Baum ist in Nordost-Afrika und im Süden der Arabischen Halbinsel beheimatet. Vergeblich versuchte die Pflanzensammlerin, ihn irgendwo zu kaufen. Sie wusste aber, dass der Botanische Garten Erlangen Jungpflanzen erfolgreich angezogen hatte. Obwohl sie zunächst eine Absage bekommen hatte, fuhr sie im vorigen Jahr an ihrem Geburtstag nach Erlangen. Dort erzählte sie, ihr größter Geburtstagswunsch sei eine Myrrhe-Pflanze. Daraufhin bekam sie tatsächlich eine – und ist sehr stolz darauf.

Wenn Ulla Hönsch ihre Gäste weiter zum Olivenbaum führt, erzählt sie, wie Noah die Taube aussandte und diese mit dem Ölzweig im Schnabel zurück zur Arche flog. „Da wusste Noah, dass das Wasser gewichen und die Erde wieder trocken war. Bis heute gilt der Olivenbaum als Symbol für Frieden und Hoffnung und für neues Leben. Und auf dem Ölberg hat sich ja Jesus mit seinen Jüngern öfter versammelt und dort war er ja auch vor seinem Leiden.“

„Jesus würde ich vieles fragen“

Dattelpalme, Granatapfel, Zitrus-, Orangenbäume und viele andere Pflanzen im Garten von Ulla Hönsch wachsen in Kübeln, denn den Winter würden sie in diesen Breiten nicht überstehen. Alle Kübelpflanzen müssen im Spätherbst ins Haus geholt werden. Freunde, ihre Kinder und andere Verwandte helfen bei dieser schweren Arbeit. Als Winterquartiere dienen Keller, Dachboden, Garage und das „Piratenhäuschen“, ein Glashaus in der Mitte des Gartens, das sie einst für ihren Enkel hergerichtet hat. „Im Frühjahr muss natürlich alles wieder rausgeholt werden. Das ist viel Arbeit und da gibt es auch manchmal Rückschläge.“ Die Brautmyrte zum Beispiel, die sie von ihrer Schwiegermutter geschenkt bekam, ist in diesem Winter eingegangen. „Wenn das die Oma Hönsch wüsste.“ Ihre „Oma Hönsch“, wie die Hob-



Ulla Hönsch in ihrem kleinen Paradiesgarten – sie liebt es, anhand ihrer Pflanzen Geschichten aus der Bibel zu erzählen

bygärtnerin die Brautmyrte nach ihrer verstorbenen Schwiegermutter nennt, hat aber nun von einer Jungpflanze Gesellschaft bekommen. Sie soll im selben Topf anwachsen und Oma Hönsch wieder neu begrünen.

Durch ihren Bibelgarten hat sich Ulla Hönsch noch intensiver mit der Heiligen Schrift beschäftigt, „denn die Pflanzen ziehen sich ja durch die ganze Bibel“, sagt sie. Außerdem hat sie viele Informationen aus Büchern und dem Internet zusammengetragen, über Botanik, damalige und heutige Verwendung der Pflanzen und anderes Wissenswertes über sie. „Im Winter ist das meine Aufgabe.“ Was sie findet, druckt sie aus, laminiert es ein und im Frühjahr bringt sie es an den Pflanzen an. „Am Anfang war das natürlich sehr viel Arbeit. Jetzt ergänze ich nur noch, was ich Neues entdecke.“

Zwei katholische Kirchengemeinden haben sich schon bei Ulla Hönsch gemeldet. Sie wollen auch einen Bibelgarten anlegen und sind neugierig, wie sie das gemacht hat: „Ich würde mich sehr freuen, wenn ich die Idee des Bibelgartens hier in der Region weiterbringen könnte.“ Wenn sie eine Person aus der Bibel einladen könnte, wäre das Jesus. Ihn würde sie natürlich genauso gut bewirten wie alle ihre Gäste. Und ihn bei dieser Gelegenheit „ganz viel fragen“. ■



Film zum Artikel online:
bit.ly/bibelgarten-video

Fotos: Kloster Volkenroda



Das Kloster Volkenroda in Thüringen stand kurz vor dem Verfall. Heute ist das Kloster ein geistliches Zentrum in einer atheistisch geprägten Region. Sein Wiederaufbau ist eine Geschichte der Deutschen Einheit.

Das west-östliche Kloster

Ein kleines ostdeutsches Dorf, darin ein verfallenes Kloster und zwei christliche Gemeinschaften aus „dem Westen“ – das ist das Szenario im Thüringer Volkenroda Anfang der 90er Jahre. Heute ist das Kloster ein geistliches Zentrum in einer religiös sonst ausgedörrten Gegend. Sein Wiederaufbau erzählt Geschichten von Missverständnissen, Vorurteilen, verschiedenen Mentalitäten – und einem gemeinsamen Ziel von Menschen aus Ost- und Westdeutschland. | **VON KATHARINA FREUDENBERG**



Die Klosterkirche war einst das Schmuckstück von Volkenroda. Doch der ältesten Zisterzienserkirche auf deutschem Boden droht zur Zeit der Wiedervereinigung der Einsturz. Errichtet wurde sie um 1130, seit Anfang der 1970er Jahre ist sie so baufällig, dass sie nicht mehr betreten werden darf. Da das Interesse der DDR-Behörden an der Pflege kulturellen Erbes und insbesondere von kirchlichen Bauten gering ist, bleiben Bemühungen um deren Erhalt oft ohne Erfolg. Investitionen fließen nur noch in die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft, den Hauptarbeitgeber in dem 200-Seelen-Dorf Volkenroda. Nach der Friedlichen Revolution 1989 wird sie aufgelöst und viele Menschen aus dem Ort und der Umgebung verlieren ihre Arbeit.

Davon betroffen ist auch Ulrike Köhler. Die Agrar-Ingenieurin stürzt mit dem Verlust des Arbeitsplatzes in ein tiefes Loch der Perspektivlosigkeit. Doch gerade in dieser schwierigen Zeit wird der Gedanke geboren, dass es doch noch eine Zukunft geben könnte für den Ort Volkenroda – und auch für sie persönlich: Das alte Kloster soll wieder aufgebaut werden. Zusammen

mit einigen Mitstreitern wie dem Bürgermeister und der Denkmalschutzbeauftragten organisiert sie Aufräumarbeiten auf dem Klostergelände. Hierfür werden Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen ins Leben gerufen. Gleichzeitig beginnt die Instandsetzung der Kirche. Eine Notverankerung sichert die Statik, die Dachverbände werden restauriert und eine neue Schieferendeckung aufgebracht. Die dafür nötigen Finanzmittel stellen die Denkmalpflege, der Landkreis und die Kommune bereit. Bald schon kommt allerdings die Frage auf, wie das ehemalige Klosterareal inhaltlich genutzt werden soll. Vieles können sich die Volkenrodaer vorstellen: ein Hotel oder einen Spiel- und Freizeitpark, eine Kurklinik, eine Bildungsstätte oder eine diakonische Einrichtung. Doch ein Träger, der sich den Wiederaufbau der maroden Gebäude vorstellen kann, ist schwer zu finden.

1994 nimmt sich schließlich die Jesus-Bruderschaft Gnadenthal dieses Vorhabens an, die über persönliche Kontakte von den Überlegungen in Volkenroda erfährt. Die Kommunität mit Hauptsitz im Taunus hatte ebenfalls ein Kloster über viele Jahre architektonisch ansprechend und nachhaltig hergerichtet. Zusammen mit einigen Engagierten aus Volkenroda entwickelt diese Kommunität eine Vision, was aus den verfallenen Gebäuden in der thüringischen Provinz werden könnte: eine ökumenische Begegnungs- und Bildungsstätte. Den Geschwistern der Jesus-Bruderschaft ist aber bewusst, dass die bauliche Wiedererrichtung so viel Kraft und Aufmerksamkeit bedürfen würde, dass sie für den geistlichen Aufbau Unterstützung brauchen würden. So wenden sie sich an die Christusbruderschaft in Selbitz in Oberfranken. Die Brüder dort sind gerade auf der Suche nach einem neuen Ort. Daher nehmen sie die Einladung an und ziehen 1995 nach Volkenroda.

„Man wollte sich nicht als blöd outen“

So leben kurz nach der Wiedervereinigung Deutschlands – noch mitten in der Euphorie und den Sorgen des Neuanfangs – mehrere westdeutsche Gruppen Tür an Tür mit der ostdeutschen Bevölkerung, Mitglieder einer besonderen religiösen Lebensform inmitten eines vom Sozialismus geprägten Dorfes, in dem die Kirche kaum noch eine Rolle spielt. Eine spannungsreiche Konstellation, um gemeinsam eine geistliche und bauliche Vision umzusetzen.

Das beginnt schon bei der Sprache, die zwar dieselbe ist, aber die in Ost- wie Westdeutschland Begriffe geprägt hat, die auf der anderen Seite nicht oder anders verstanden werden. Dies betrifft in Volkenroda alltägliches Vokabular ebenso wie spezielle Lebens- und Fachbereiche, zum Beispiel Organisationsbegriffe wie „Verein“ oder „Satzung“. Ulrike Köhler erinnert sich aus ostdeutscher Perspektive: „Da wir viele Dinge nicht wussten, haben wir ständig aneinander vorbei geredet. Ich kann mir vorstellen, dass man sich nicht gerade als blöd outen wollte und ständig fragte: ‚Was heißt denn das? Erklärt mir das mal!‘ Die wussten nicht, dass wir das nicht kennen und haben die Wörter einfach gebraucht.“ Auch manche christliche Begriffe, die die Brüder aus dem Westen verwendeten, waren in Thüringen nicht bekannt. „Ich habe nur Bahnhof verstanden, als ich die ersten Male in Gnadenthal war. Ich habe nicht gewusst, was sie mit ‚Lebensgemeinschaft‘ meinen. Wir haben uns solange gefetzt, bis wir uns verstanden haben. Aber das war schwer“, sagt Ulrike Köhler.

Diese Einschätzung bestätigen auch die westdeutschen Bruderschaften. Auch sie sind über die Art und Weise des Umgangs miteinander zum Teil irritiert. Ihnen fällt vor allem die Zurückhaltung der Ostdeutschen auf, in der Öffentlichkeit frei die eigene Meinung kundzutun. Die Bruderschaftsmitglieder können zwar rational nachvollziehen, dass diese Zurückhaltung in der DDR-Erfahrung lag, wonach die öffentliche Meinungsäußerung unerwünscht war und schwerwiegende Konsequenzen nach sich ziehen konnte. Aber dennoch bleibt ihnen dieses Verhalten fremd.

Auch in ihren Lebensgewohnheiten – sei es in der Wochengestaltung, der Feierkultur oder der Kindererziehung – unterscheiden sich die Zugezogenen von den Einheimischen zum Teil erheblich. Für die Klostersgemeinschaft ist es wichtig, den Sonntag als Feiertag mit einem Gottesdienst zu begehen und von Alltagsarbeit freizuhalten. Diese christliche Tradition wird in Volkenroda, das – von einer kleinen Gruppe abgesehen – keine aktive Bindung mehr zur Kirche hat, nicht gepflegt. Selbst die Kirchenglocke, die immerhin noch ins Bewusstsein des Dorfes rufen könnte, dass ein Gottesdienst stattfindet, ist seit der Schließung des Kirchengebäudes Anfang der 1970er Jahre verstummt. Stattdessen ist der Sonntag für viele Volkenrodaer die übliche Zeit für Haus- und Gartenarbeiten. Während die Bruderschaften die großen christlichen Feste Ostern, Pfingsten oder Weihnachten als wichtigste Feiertage im Jahr gestalten, hat für das Dorf die Kirmes einen hohen Stellenwert als zentrale Festveranstaltung. Dabei ist der christliche Hintergrund des Festes, die Kirchweihe, in Volkenroda nicht mehr im Bewusstsein.

Für die Bruderschaften stellt sich an diesem Punkt die Frage, ob sie sich auf die Traditionen des Dorfes einlassen können und mit ins Festzelt gehen. Nicht zuletzt daran zeigt sich, inwiefern sich das Kloster als Teil des Dorfes versteht oder als eher unabhängig davon. Während sich dieses Miteinander in den ersten Jahren als schwierig erweist, nimmt es im Laufe des Wiederaufbaus Stück für Stück zu.



Foto: privat

Katharina Freudenberg, Jahrgang 1985, ist Vikarin in Thüringen, wo sie mit ihrem Mann und zwei Kindern lebt. Ihre Doktorarbeit hat sie über den Wiederaufbau des Klosters Volkenroda geschrieben. Im Juli erschien ihr Buch: „Kloster Volkenroda 1990–2001. Westdeutsche Kommunen in einem ostdeutschen Dorf“, 330 Seiten, Evangelische Verlagsanstalt, 19,90 Euro, ISBN 9783374041473

Das Kloster belebt das Dorf

Die Zeit vor und während der Expo 2000 in Hannover bringt einen positiven Schub in das Verhältnis von Dorf und Kloster. Im Rahmen der Weltausstellung wird das Kloster Volkenroda als weltweites Lebensformprojekt nominiert: Die mehrfache Nutzung des Klosters als Jugendbildungsstätte, als geistliches Zentrum und als ökologische Landwirtschaft gilt als Vorzeigebjekt. Im Rahmen des Bund-Länder-Programms „Dorf 2000“ bewirbt sich Volkenroda auch als exemplarisches Thüringer Dorf und wird angenommen. Für die Dorfbewohner wird dabei deutlich, dass sich der Aufschwung des Klosters auch positiv auf das Dorf auswirkt. Viele Fördergelder werden bewilligt und so kann auch die Infrastruktur des Ortes instand gesetzt werden. Durch die Expo kommen viele Besucher nach Volkenroda. Einen zusätzlichen Hype löst der Christus-Pavillon aus, der nach dem Ende der Ausstellungszeit in Hannover abgebaut und nach Volkenroda versetzt wird. Zwar ist es für einige Menschen im Umkreis nicht nachvollziehbar, wofür ein zusätzliches Kirchengebäude in dieser entchristlichten Gegend nötig wäre. Es gibt viele Kirchen, die sonntags kaum besucht werden. Doch als erkennbar wird, dass der Christus-Pavillon Touristen anzieht, verklingen die kritischen Töne.

In diesen Jahren vertiefen sich auch die Beziehungen des Klosters zum kirchlichen Umfeld. In der Anfangszeit hatte es vielfältige Spannungen zur evangelischen Ortsgemeinde gegeben und auch die Abstimmung mit dem Kirchenkreis barg Schwierigkeiten. Das Kloster erschien mit seinen Veranstaltungen und geistlichen Angeboten manchem aus der Landeskirche als Konkurrent. Doch vieles davon können die einzelnen kleinen Gemeinden im Umkreis gar nicht leisten, wie Einkehrtage oder große Konfirmandenfreizeiten. So wird das Kloster mehr und mehr auch als Bereicherung für das kirchliche Leben in der Region gesehen. Katholiken wie Protestanten schätzen die Kommunität für ihr ökumenisches Profil.

Ulrike Köhler hat den Aufbau des Klosters seit 25 Jahren miterlebt und mitgestaltet. Immer wieder haben sich dabei die Konflikt- und Aufgabenfelder verändert. In den vergangenen Jahren macht sie sich besonders für das Projekt „Kloster auf Zeit“ stark. Als Seelsorgerin kümmert sie sich um Menschen, die für einige Wochen oder Monate eine Auszeit von ihrem Alltag brauchen. „Wir haben die Erfahrung gemacht, dass es Menschen gut tut, wenn sie neben der inneren Einkehr auch ihre Hände gebrauchen. Bei der Arbeit in der Landwirtschaft, beim Rasenmähen oder Reparieren werden manche Probleme ganz körperlich verarbeitet“, erklärt Ulrike Köhler. Die Menschen, die dieses Angebot wahrnehmen, kommen aus allen Teilen Deutschlands.

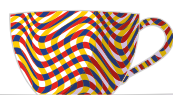
Der Tag der deutschen Einheit wird in Volkenroda seit vielen Jahren mit einem besonderen Gottesdienst gefeiert. Anlässlich des 25. Jahrestages verbindet sich mit dem Gottesdienst auch die Einweihung des neusten Refektoriums. Dass es nötig war, eine größere Küche und Speiseräume für die steigende Gästezahl zu errichten, zeigt die Beliebtheit des Ortes. Die Menschen, die vor 25 Jahren das Klosterareal von Schutt befreiten, konnten sich nicht vorstellen, dass es heute ein so schöner und lebendiger Ort sein würde. Ost und West sind sich hier – in ausgetragenen Konflikten, im Alltagsleben und im gemeinsamen Feiern – nahe gekommen. ■

Die Haare sind nicht echt: Um sein Privatleben zu schützen, trägt Mickie Krause eine Perücke. Sie gilt als ein Markenzeichen des Sängers



prost!

Mickie Krause



Fotos: Mickie Krause; thinkstock/julio echandia

Am Ballermann auf Mallorca singt der Schlagersänger Mickie Krause für deutsche Touristen Lieder wie „Schatzi, schenk mir ein Foto“, aber auch das Kirchenlied „Laudato si“. Als Jugendlicher war er Gruppenleiter bei den Pfadfindern. Der Glaube an Gott ist für ihn „das A und O“.

| DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT

pro: Herr Krause, was wollen Sie trinken?

Mickie Krause: Nachmittags trinke ich höchstens einen Kaffee mit Kaffeemilch, aber ohne Zucker.

Den Kaffee brauchen Sie, um für Ihre Auftritte wach zu bleiben?

Einerseits. Ich bin andererseits einfach leidenschaftlicher Kaffeetrinker.

Sie waren Gruppenleiter bei der katholischen Deutschen Pfadfinderschaft Sankt Georg. Was haben Sie dabei gelernt, was Ihnen heute noch hilft?

Sie haben das Lied „Laudato si“ („Gelobt seist du“) ein wenig umgeschrieben, den Refrain gleich gelassen. Ein Kirchenlied für den Ballermann – wie passt das zusammen?

Ich hatte nicht den Eindruck, dass es nicht zusammenpasst. Es hat sich auch niemand darüber beschwert. Das ist wirklich ein tolles Lied und ein Kirchenlied ist bestenfalls auch ein Stimmungslied. Warum sollte ein Kirchenlied nicht auch auf Mallorca oder auf einer Party gesungen werden? Ich glaube, die Kirche hat nicht

Wer ist Jesus für Sie?

Jesus ist der Mann, den wir so kennen, wie er uns seit 2.000 Jahren vermittelt wird.

Für Christen ist Jesus Gottes Sohn.

Ja, das sehe ich auch so.

„Zeig doch mal die Möpfe“, „Zehn nackte Frisösen“, „Biste braun, kriegste Frau“ – Kritiker nennen Ihre Texte anzüglich, gar sexistisch. Wie sehen Sie selbst Ihre Texte?

Was Kritiker sagen, ist mir letztendlich egal. Wir wollen mit niemandem Stress und nicht polarisieren, heute zumindest nicht mehr. Bei Ballermann- und Party-Musik brauchen Künstler für den Erfolg einen wirklich witzigen Text, und oft geht der eben über die leicht sexistische Schiene.

Geht Ihre Frau mit Ihren Liedern konform?

Absolut. Ich ernähre meine Familie mit der Musik. Von daher ist ein Grundinteresse schon vorhanden.

Was sagen Ihre drei Töchter zu Ihren Liedern?

Meine Kinder interessieren sich gar nicht so sehr für meine Musik. Vor zwei, drei Jahren habe ich ihnen das neue Album in die Hand gedrückt. Da lief dann auch meine Musik im Kinderzimmer. Aber heute ist das nicht mehr der Fall, weil meine Kinder den Sänger Cro für sich entdeckt haben. Wenn sie aus der Schule kommen, erzählen sie, dass meine Musik schon mal in der Schule lief. Das finden die dann schon ganz cool.

Herzlichen Dank für das Gespräch. ■

„Das Leben baut auf dem Glauben auf.“

Ich habe auf jeden Fall gelernt, nicht nur für mich, sondern auch für andere Leute Verantwortung zu übernehmen. Ich war damals 16 Jahre und habe mit einem Kumpel zusammen die Leitung für eine Gruppe von Jungs und Mädels im Alter von acht, neun Jahren übernommen. Ich habe natürlich auch gelernt, jede Menge Spaß zu haben.

Wie zum Beispiel?

Wir sind einmal im Jahr ins Ferienlager gefahren. Da galt ich als der große Alleinunterhalter. Ich habe dafür gesorgt, dass das Lager auch von der Stimmung her gut ist. Am Lagerfeuer habe ich die Gitarre in die Hand genommen und mit den Leuten gesungen. Ich habe aber auch Spiele organisiert. Das Tagesprogramm vorzubereiten und durchzuführen, das sind alles meine Aufgaben gewesen.

den Anspruch für sich, dass diese Art der Musik nur in der Kirche stattfinden darf.

In einem Interview mit dem „Schlagerportal“ haben Sie gesagt: „Der Glaube ist das A und O in meinem Leben. Ohne Glaube ist für mich das Leben nicht lebenswert. Der Glaube gibt dem Leben erst einen Sinn.“ Was steckt dahinter?

Das habe ich gesagt, weil sich meiner Meinung nach das Leben auf dem Glauben aufbaut. Das Leben muss lebenswert sein. Wir versuchen, uns an irgendeinem Glauben festzuhalten, um möglichst entspannt durch das Leben zu kommen. Deshalb ist Glaube für mich das A und O. Ich denke auch, dass Gemeinschaft wie in der Kirche wichtig ist fürs Leben.

Woran glauben Sie?

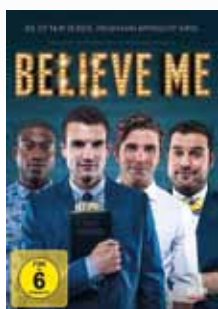
Ganz banal gesagt, glaube ich natürlich an Gott. Woran sollte ich sonst glauben?

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion

Ein Jahr des Dankes

Mit dem Erntedankfest Anfang Oktober hat das überkonfessionelle „Jahr der Dankbarkeit“ begonnen, das von über 40 christlichen Organisationen unterstützt wird. Bücher, Musik und Magazine sollen ein Bewusstsein für die vielen Gründe, die ein jeder zur Dankbarkeit hat, schärfen. „Das Thema der Dankbarkeit bietet sich geradezu an, den Glauben in Kirche und Gesellschaft praktisch werden zu lassen“, erklärt dazu Stefan Gerber, Leiter der Schweizer Geschäftsstelle der Initiative. Der SCM Bundes-Verlag bietet mit dem Sonderheft „Dankbar leben“ zielführende Anregungen für bewusstes Danken. Beispielsweise werden Dankesfeste aus anderen Kulturen wie etwa das jüdische Sukkot-Fest erklärt, verbunden mit Tipps, was man davon auf das eigene Leben anwenden kann. Die Autoren Anja und Martin Gundlach haben mit „Die Entdeckung der Dankbarkeit“ ein Arbeitsbuch mit kurzen Impulsen zum Thema vorgelegt. Auf der CD „Mit jedem Atemzug“ finden sich 13 Musikstücke, die sich um Dankbarkeit drehen. Weitere Materialien können unter www.jahr-der-dankbarkeit.net bestellt werden. | MORITZ BRECKNER



„Es ist nur Sünde, wenn man erwischt wird“

Die Satire „Believe Me“ deckt auf sarkastische Weise christliche Klischees auf, ohne dabei den Glauben anzugreifen. Als Sam das Geld für sein Studium ausgeht, will er die „gutgläubigen Kirchgänger“ dafür aufkommen lassen: Mit Freunden gründet er eine fiktive Hilfsorganisation und animiert die Christen zum Spenden. Das Geld soll allerdings direkt in die eigene Tasche fließen. Für ihr Marketing haben sie bald mehr als 20 Auftritte im ganzen Land, wo sie als Redner gebucht sind. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, weisen sie sich jeden Abend gegenseitig in die wichtigsten Grundsätze des Christseins ein. So können sie die scheinbar naiven Christen immer mehr um den Finger wickeln. Ihr Einsatz hat Folgen. Der Film ist sehr unterhaltsam und bietet jede Menge Gesprächsstoff. | DOMINIQUE HÄHNEL-KÄSTNER
„Believe Me“, DVD, SCM Hänssler, 93 Minuten, FSK 6, 15,99 Euro, ASIN BooWKAZ5MQ



„Gefühle kommen und gehen wie der Wind“

Bei Samuel Harfst's neuem Album „Chronik einer Liebe“, seinem siebten, geht es um mehr als die sprichwörtlichen Schmetterlinge im Bauch. Auch wenn er die Liebe in all seinen Facetten zum Klingen bringt, philosophiert er ebenso über die Sehnsucht nach Freiheit und Frieden, wie in „Lasst die Musik erklingen“, oder die Geborgenheit der Familie in „Paradies“. Er lässt die Hörer eintauchen in eine Welt nicht nur der Hoffnung und Dankbarkeit, sondern auch der Vergänglichkeit und des Zerbrochenseins. „Liebe ist die schlimmste der legalen Drogen. Zeigt dir den Himmel. Doch du musst zurück zum Boden.“ Die Fans können sich auf ein sehr persönliches Album mit den bekannten leisen und sanften Tönen von Klavier und Streichern freuen, aber sich auch von elektronischen Beats überraschen lassen. Eingängige Melodien und gekonnte Wortakrobatik zeichnen das Werk aus. | DOMINIQUE HÄHNEL-KÄSTNER
Samuel Harfst: „Chronik einer Liebe“, Gerth Medien, 14,99 Euro, EAN/ISBN 4260161531072



„Rolle vorwärts“

In seinem zweiten Buch „Rolle vorwärts“ erzählt Samuel Koch aus seinem Alltag: Wie er jeden einzelnen Tag bewältigt, welche Herausforderungen alltägliche Dinge mit sich bringen, wo er unverhoffte Erfolge feiert und was ihm Kraft gibt. Verpackt in verschiedenste Erlebnisse kann sich der Leser ein Bild davon machen, wie es sein muss, Tag für Tag nahezu unbeweglich in einem Rollstuhl zu sitzen. Trotzdem ist es kein bedrückendes Buch: Durch einen gewissen „Galgenhumor“ und Kochs positive Lebenseinstellung darf man auch mal herzlich lachen. Die oftmals lobenden Worte von Schauspielkollegen und Freunden zwischendrin irritieren in einer Autobiografie. Der Einstieg zum Thema „Wie schaffst du das bloß?“ wirkt anfangs etwas „von oben herab“. Nach einer Aufwärmphase ist es jedoch ein Buch, das die Augen für den wahren Wert des Lebens öffnen kann.

| SWANHILD ZACHARIAS

Samuel Koch: „Rolle vorwärts“, adeo, 224 Seiten, 17,99 Euro, ISBN 9783863340711



Bekehrungsoffer: Philosophie-Professor

Was wäre, wenn ein Philosophie-Professor seine Studenten dazu zwingen würde, zu bezeugen, dass Gott tot ist? Dieses Gedankenexperiment spielt der amerikanische Film „Gott ist nicht tot“ durch, der nun auf Deutsch erschienen ist. Professor Radisson stellt an seine Studenten eine ungewöhnliche Bedingung: Jeder soll „Gott ist tot“ auf ein Blatt Papier schreiben. Der gläubige Student Josh zeigt Mut und verweigert sich. Daraufhin bekommt er die Chance, an mehreren Tagen zu zeigen, dass Gott nicht tot ist. Der Film verwebt noch vier kleinere Geschichte mit dem Haupterzählstrang, etwa eine Muslima, die sich entgegen dem Willen ihres strenggläubigen Vaters zum Christentum bekehrt, und eine Bloggerin, die Krebs bekommt. Wie erwartet löst sich alles in Freude auf, die Existenz Gottes konnte bewiesen werden, und alle feiern bei poppiger Musik einer christlichen Band. Der Unterhaltungsfaktor des Films hält sich in Grenzen, aber das Gedankenexperiment ist interessant. | JÖRN SCHUMACHER

„Gott ist nicht tot“, DVD, Gerth Medien, FSK 12, 110 Minuten, 14,99 Euro, EAN/ISBN 4051238032529



Raus aus dem Knast DDR

Pastor Matthias Storck erlebte eine Befreiung aus zwei Gefängnissen auf einmal: Als er 1980 aus dem Gefängnis in Cottbus kam, durfte er zugleich auch die DDR verlassen. Storck wurde als Student wegen seines Engagements gegen den Wehrkunde-Unterricht in der DDR unter dem Vorwurf der geplanten Republikflucht verhaftet. Nach 14 Monaten in Haft wurde er von der Bundesregierung freigekauft und nach Westdeutschland entlassen. Heute ist Storck Pfarrer in Herford. Sein Buch „Vaterland zum Mitnehmen“ gibt in 86 kleinen Kapiteln Rückblenden wieder, die den Leser in die Zeit der DDR und später seines Umzugs in die BRD ziehen. Man erlebt mit, wie der Theologe sich mittels Liedtexten, Gebeten und Büchern geistlich über Wasser hält. So beeindruckend Storcks Schilderung vom Haftleben ist, so mitreißend lesen sich seine Eindrücke nach dem Freikauf in den Westen. Die Lektüre erinnert daran, dass man vielleicht viel zu oft den Wert der Freiheit vergisst. | JÖRN SCHUMACHER

Matthias Storck: „Vaterland zum Mitnehmen. Erfahrungen eines Freigekauften“, Brunnen-Verlag, 224 Seiten, 12,99 Euro, ISBN 9783765542770



Ein Mörder wird zum Prediger

Am Tag ihrer Hochzeit, dem 12. Oktober 1972, bringt Bernhard Duchois seine Braut um. Es ist kaltblütiger Mord, um die Versicherungssumme seiner Frau zu kassieren. Im Gefängnis wird aus Bernhard Duchois die Nummer „3456 von 1972“. Lebenslänglich. Er wird gedemütigt von Wärtern und Mithäftlingen. Doch in der Haft findet Duchois zum Glauben, studiert Theologie, arbeitet das Trauma seiner Angst aus der Kindheit auf. Unter einem Pseudonym schildert der Autor des Buches „Der Prediger“ seine Gewaltfantasien, den Mord, die Gewissensbisse und die Ängste seiner Seele, aber auch den tiefen inneren Frieden, die Vergebung und die Liebe, die er durch seinen Glauben an Jesus Christus erfährt. Er versöhnt sich mit seiner Vergangenheit und wird Pastor. Das Buch eröffnet einen fesselnden Einblick in die Seele eines Mannes, der sich vom Mörder zum Prediger wandelt. Das macht Hoffnung, wirft aber auch Fragen auf über das Wesen und die Weite von Vergebung. | NORBERT SCHÄFER

„Der Prediger“, adeo, 288 Seiten, 17,99 Euro, ISBN 9783863340735

Oh, ist das aufregend!

Ein Zeichen für das Leben setzen? 365 Tage im Jahr?



Setzen Sie ein Zeichen mit dem 1000plus-Kalender 2016!

Hängen Sie einfach den 1000plus-Kalender in Ihre Küche, Ihr Wohnzimmer, Ihr Büro, Ihre Praxis oder Ihre Gemeinde... Oder verschenken Sie ihn zu Weihnachten!

Bestellen Sie jetzt!

Sie können den Kalender 2016 ab sofort bestellen! Telefonisch, per E-Mail oder online über unsere Homepage www.1000plus.de. Der Selbstkostenpreis für einen Kalender liegt bei 7 Euro. Wir freuen uns, wenn Sie sich mit einer Spende an diesen Kosten beteiligen.

Bitte spenden Sie für Ihren Kalender:

Pro Femina e.V. | IBAN DE47 7002 0500 0008 8514 00 | BIC BFSWDE33MUE | Stichwort: Kalender